



Der Krieg der Fabriken



DER KRIEG DER FABRIKEN

Worauf beruht

der deutsche Rüstungsvorsprung?

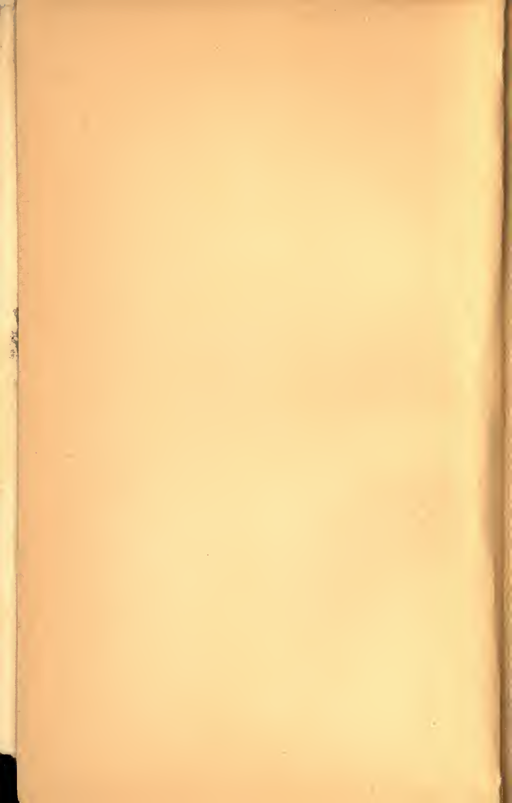
Von

Dr. Volkmar Muthesius

Im Deutschen Verlag · Berlin

Umschlagentwurf: G. Schipke
Printed in Germany

Inhalt



Vorwort

Wer gewinnt den Krieg? Der beste Soldat: das ist der deutsche Soldat. Die beste Führung: das ist die deutsche Führung. Die besten Waffen: die deutschen Waffen. Und wer ist es, der diese besten Waffen der Welt liefert? Die deutsche Rüstungsindustrie.

Ihr gebührt ein gut Teil des Ruhmes, ihren Arbeitern und Angestellten wie auch ihren Unternehmern. Die Waffen selbst kennt heute jeder Schulbub. Die Me 109, die Langrohrgeschütze, die U-Boote — in unzähligen Bildern haben wir sie gesehen, und unzählige Male sind sie uns in Worten geschildert worden. Aber die Industrie, die Werke, die Betriebe, in denen diese besten Waffen der Welt geboren wurden, die Männer, die sie fabrizierten, die Ingenieure, die sie konstruiert haben, die Kaufleute, die Techniker, die die Rüstungsindustrie organisiert haben — diese großen Leistungen blühen im verborgenen.

Bis zu einem gewissen Grade muß dies so sein, damit der Feind nicht weiß, wie und wo die besten Waffen der Welt gemacht werden. Aber das schließt nicht aus, daß wir uns doch etwas mehr um die Rüstungsindustrie kümmern, um ihre sozialen und wirtschaftlichen Probleme, um die Menschen und die Materialien, mit denen es diese Industrien zu tun haben — die übrigens wesentlich vielseitiger sind, als der Laie sich träumen läßt. Wir wollen also hier und dort einen Blick in die Rüstungsindustrie tun, wollen nicht die Wissenschaft der Wehrwirtschaft exerzieren und keine Systematik der Rüstungstechnik studieren, sondern dem Techniker und dem Kaufmann der Kriegsindustrie ein wenig über die Schulter sehen: Was leisten diese Menschen, welches sind die Probleme ihrer Arbeit?

Die einzelnen Kapitel dieses Büchleins sind zum großen Teil als Aufsätze in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“

erschienen; sie sind die Früchte von Reisen in Deutschland und in den besetzten Gebieten und von Unterhaltungen mit Männern aus der Industrie. Sie wollen dem Laien eine Vorstellung davon vermitteln, was die Rüstungsindustrie leistet, und sie wollen damit die „andere Seite“ des Krieges, eine zu Unrecht vernachlässigte Seite, schildern: den Krieg der Fabriken.

I. Bilder aus der Rüstungsindustrie

In der Kanonenfabrik

Der regenschwere Novembersturm schlägt uns ins Gesicht, als wir in den weitläufigen Straßen des Fabrikgeländes um die Ecke biegen, in den Trakt, der die Seele des Riesenbetriebes beherbergt, die „Mechanische Werkstätte", in der große Geschütze angefertigt werden. Mechanische Werkstätte — das ist ein bescheidener Name für diesen Abschnitt, der für sich einen ganzen Werkskomplex von respektabler Größe darstellt, einen der größten Rüstungsbetriebe, die es in Deutschland überhaupt gibt. Wie der Wind uns durch die Türen treibt, so schlägt uns von drinnen das undefinierbare Geräusch der Arbeit entgegen, das leise Summen der Bohrmaschinen, der Takt der Hämmer und das kreischende Rollen der Kräne und Hebezeuge, die über uns hinweg schweben und die schweren Werkstücke mit eleganten Kurven auf und ab tragen. Preßluftschläuche winden sich auf dem Fußboden wie Schlinggewächse im Wald, und einen Augenblick lang überkommt uns jenes Gefühl, das wir einem Ameisenhaufen gegenüber empfinden: Wo Sinn und Bedeutung der einzelnen Arbeitshandlung, des einzelnen Fabrikationsvorgangs nicht unmittelbar ersichtlich werden, da erscheint uns die Arbeit als eine Art Selbstzweck, und der Laie vermag sich nicht vorzustellen, daß das Werk überhaupt einmal vollendet wird.

Aber in der Wehrmacht steht doch dann leibhaftig vor uns, was hier im Rüstungsbetrieb zuwege gebracht wird, das Geschütz, die Granate und die Bombe und alles, was dazu gehört, jenes ganze Inventar des Krieges, den Deutschland mit dem Mut seiner Soldaten, der Intelligenz der Führung, nicht zuletzt aber auch dank den Leistungen seiner Rüstungsindustrie gewinnt. Im Stahlwerk beginnt unser Rundgang, denn der Betrieb, den wir uns ansehen, macht sich seinen Geschützstahl

selbst. Das ist recht zweckmäßig, denn wenn der Geschützkonstrukteur seinen Stahl genau kennt, die Legierungen bestimmen kann und so gewissermaßen selbst im Werkstoff drinsteckt, hat er auch die Bearbeitung besser in der Hand. Angenehm warm ist es in der Stahlwerkshalle, vor den großen Martinöfen, die Roheisen und Schrott samt Kalk und den Legierungsmetallen zu fressen bekommen und die auf der anderen Seite den flüssigen Stahl herausfließen lassen in Kokillen, in denen sich die Blöcke so formen, wie sie für die Schmiedepressen gebraucht werden.

Denn von hier wandert der Stahl unter diese Ungetüme, die mit ihren Druckkräften von mehreren tausend Tonnen die ins Riesenhafte gewachsenen Kinder des Schmiedehammers sind. Mit welcher Eleganz wird da ein Stahlblock von vielen Tonnen Gewicht in einen Rohling verwandelt, einen langen zylindrischen Körper aus massivem Stahl! Strahlende Hitze um sich verbreitend und im beißend-rötlichen eigenen Licht sich sonnend, liegt das große Stahlstück unter der Presse, die sich langsam herabsenkt und mit einem ganz leisen und feinen Knirschen ihre Verformungskraft spielen läßt. Gehorsam weicht der Stahl dem Druck und quetscht sich breit und lang und rund, wie die Presse es wünscht. So entsteht die Urform des Geschützrohres, ein stählerner Baumstamm, an dem nun die Bearbeitungsmaschinen ihr Werk vollbringen. Außen geglättet, innen ausgebohrt auf langen Bohrbänken, die ganze Hallen füllen und die sich mit einem starken Arm immer tiefer in das werdende Rohr hineinkrallen: so gewinnt die Kanone ihre Gestalt.

In der Vermählung von Präzision und Qualität mit der Serie und der Massenfabrikation liegt dabei die Stärke der deutschen Rüstungsindustrie. Wer Le Creusot gesehen hat und wer eine deutsche Geschützfabrik sieht, erlebt den großen Unterschied zwischen dem französischen Nimbus und der deutschen Leistung. Schneider zehrte vom alten Ruhm, der sozusagen nicht mehr wahr ist und nur noch in der öffentlichen Meinung zur Miete wohnt. Die deutsche Rüstungsindustrie hat inzwischen in der Stille gearbeitet, aber mit um so größeren Erfolgen.

Es ist nicht leicht zu sagen, was an diesen Erfolgen eigentlich

das Rühmenswerteste ist. Ist es die Kraft, die nach der völligen Vernichtung aller ihrer Arbeitsgrundlagen durch Versailles die Betriebe doch dazu befähigt hat, sich in ein paar Jahren mit ihren Leistungen wieder an die Spitze aller vergleichbaren Industrien der Welt zu schieben? Ist es die Arbeit jedes einzelnen Gefolgschaftsmannes, der trotz Fliegeralarm, trotz Überstunden, trotz manchem täglichen störenden Kleinkram, wie er im Kriege nun einmal unvermeidlich ist, nicht nur seine Pflicht tut, sondern darüber hinaus immer wieder viel mehr? Ist es die Beweglichkeit und Erfolgsicherheit des Unternehmers, der sich durch alle Fragen und Umdispositionen immer wieder durchgewunden und aus seinen Betrieben das herausgeholt hat, was die politische und militärische Führung von ihm hat fordern müssen? Ist es das Talent des Ingenieurs, der nun auch in der Rüstungsindustrie endgültig der törichten Vorstellung ein Ende bereitet hat, als seien Massenproduktion und höchster Qualitätswille von Natur aus Gegensätze?

Es sind alle diese Vorzüge zusammengenommen, die den Vorsprung der deutschen Rüstungsindustrie ausmachen. Und es ist dabei zugleich auch das überall lebendige Bewußtsein, daß dieser Vorsprung alle Mühen reichlich aufwiegt, die darauf verwendet worden sind, ihn zu gewinnen. Wir wissen alle, daß nichts umsonst ist auf der Welt. Aber die Sache zahlt sich aus. Würden wir heute in der Lage sein, die Kräfte so ziemlich ganz Europas zu mobilisieren — wie es der Führer selbst einmal formuliert hat —, wenn wir nicht eben diesen im buchstäblichen Sinne überwältigenden Rüstungsvorsprung realisiert hätten? Unter diesem Gesichtswinkel müssen wir alles betrachten, was sich uns in dieser Fabrik der Kanonen und der Bomben und Granaten darbietet, alle die sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben und Probleme, mit denen die Arbeiter und der Betriebsführer ringen.

Da ist zum Beispiel der Mann an der Maschine, der eigentlich einmal ein Schneidergeselle war, den dann der Staat mit dem Instrument der Dienstverpflichtung auf einen ganz anderen Platz brachte, vielleicht weit weg von seinem Heimatsort, der sich umschulen ließ und der nun auch einen Anspruch darauf

erworben hat, in seiner besonderen Lage respektiert zu werden, damit er selbst das Bewußtsein seiner besonderen Leistung und seines Wertes als ein Glied dieser Arbeit gewinnen kann. Oder da ist die Frau, die daheim noch den Haushalt versorgt, die trotzdem in der Fabrik „ihren Mann steht" und nur in kleinen, aber wichtigen Angelegenheiten des täglichen Lebens sich diese oder jene Erleichterung wünscht.

Diese Dinge sind ja so ungeheuer wichtig für die Arbeit selbst, und daß diese Angelegenheiten in ihrer wahren Bedeutung gesehen werden, das ist an sich schon ein Stück wirksamster Sozialpolitik. Das gilt besonders für Betriebe, die — so geht es in allen Rüstungsfabriken — mit dem Sauerteig ihrer alten Stammgefolgschaften die vervielfachte Masse ihrer heutigen Arbeiterheere haben großziehen müssen, eine Aufgabe der Betriebspädagogik, wie sie in dieser Größe und Schwere noch niemals von der Wirtschaft zu lösen war. Diese Ausweitung, auf einen knappen Zeitraum von wenigen Jahren zusammengedrängt, ist aber zugleich auch eine geschäftliche Leistung von respektabler Größe gewesen. Der Rüstungsbetrieb steht ja überhaupt in einem merkwürdigen Verhältnis zum Faktor Zeit. Auf der einen Seite weiß der Unternehmer, weiß der Ingenieur und weiß heute auch jeder Arbeiter, daß die Entwicklungsarbeit der Technik mit Jahren rechnen muß: ein neues Gerät der Wehrmacht, eine neue Maschine oder was es auch immer sei, wird nicht von heute auf morgen geschaffen, sondern es steckt die addierte Arbeit vieler langer Zeitstufen in diesem Wachstum: auch die Kanone hat gewissermaßen ihre Jahresringe wie der in der Natur gewachsene Baumstamm. Aber auf der anderen Seite steht hinter der Arbeit der Rüstungsbetriebe der Drang der militärischen Notwendigkeiten, steht die Wehrmacht, die das Gerät braucht, und zwar das neueste und beste!

Denn der Krieg ist, so hat es einmal ein Unternehmer sehr treffend ausgedrückt, der ernsteste Wettbewerb, den es überhaupt gibt. Desto mehr Anstrengungen muß die Rüstungsindustrie auf die Forschungs- und Entwicklungsarbeit verwenden, desto mehr Geld muß sie in die Vorbereitung stecken,

desto wichtiger sind Leistungen, die, für sich allein betrachtet, zunächst einmal nur Kosten verursachen, aber nicht unmittelbar etwas einbringen. Das ist das wirtschaftliche Kernproblem der fortschrittlichen Rüstungsproduktion: diese Produktion muß sich nicht nur „tragen", sie muß auch aus sich selbst heraus die Fortentwicklung finanzieren.

Fortschritt und Tradition

Wir sitzen in einer der großen Städte des „Reviers" im Zimmer eines der leitenden Männer unserer Rüstungsindustrie. Durchs Fenster geht der Blick auf die Werkshallen, die Schlote und Zechentürme, die Stahlwerke und die „Mechanischen Werkstätten", wie auch hier der so gar nicht mehr zu unseren heutigen Größenordnungen passende Name der Riesenfabriken lautet, in denen Tausende von Arbeitern an Tausenden von Stahl- und Metallbearbeitungsmaschinen die Werkzeuge des Sieges produzieren. Die „Mechanischen Werkstätten" leiten ihren bescheidenen Titel noch von den Anfängen der Fertigung her, aus der Zeit, als sich der Übergang vom Handwerk zur Industrie vollzog, als die große Fabrikationsserie noch eine Zukunftsaufgabe, nicht die Realität war. Damals gab es keine Konzerne mit Gefolgschaftsziffern, die in sechsstellige Zahlen gehen. Damals war auch das Unternehmen, mit dessen kaufmännischem Leiter wir uns unterhalten, eine kleine Firma, um Geltung ringend, aber mit neuen Verfahren der Welt ein Beispiel gebend — die Keimzelle einer ruhmreichen Entwicklung, deren Früchte nun geerntet werden.

Diese Ernte stellt kein „Geschäft" im üblichen Sinne dar, sondern sie kommt der ganzen Volkswirtschaft, dem ganzen Volk zugute, dessen Schicksal unsere Rüstungswerke beschützen. Die Zeiten sind vorbei, in denen der Rüstungsindustrielle ein Mann war, der seine fetten Gewinne einstreichen und von ihnen luxuriös leben konnte, wenn es das Modell

solcher traurigen Witzblattfiguren bei uns überhaupt jemals gegeben haben sollte. Aber die Rüstungsindustrie hat doch auch ihre wirtschaftlichen Probleme, und ein Unternehmen, das Kriegsmaterial fabriziert, unterliegt genau so den wirtschaftlichen Gesetzen wie eine Damenmäntelfabrik oder eine Maschinenbaufirma: es muß seine Kosten decken, die Abschreibungen herauswirtschaften, eine angemessene Kapitalverzinsung erzielen und vor allem die Mittel für die Forschungs- und Entwicklungsarbeit bereitstellen können, ohne die gerade dieser Zweig der Technik nicht zu existieren vermag. Das hört sich alles sehr einfach an, aber es stecken darin in Wahrheit doch schwierige kaufmännische Fragen, Probleme der Organisation und der Kalkulation, und zwar besonders in einer Zeit, die in mancher Hinsicht von der Rüstungsindustrie ein Verlassen der ausexerzierten Wege in Fabrikation, Rohstoffeinsatz, Materialbehandlung und anderen Dingen verlangt. Dies gilt doppelt im Krieg selbst, der ja in der Rüstungsfabrikation stets eine gewaltige Beschleunigung der technischen Entwicklung bringt: schneller als in Jahrzehnten des Friedens ändert sich das Gerät der Wehrmacht auf Grund der Kriegserfahrungen selbst, die kein Manöver und kein Schießplatzbetrieb zu ersetzen vermag, und mit der gleichen Schnelligkeit muß sich die Rüstungsindustrie den neuen Erfordernissen anpassen — und dabei doch ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit auf der Höhe halten.

Diese Aufgabe stellt Anforderungen an die Industrie, denen nur die besten Kräfte gewachsen sind, und zwar nur die im Feuer des Wettbewerbs gehärteten — denn die echte Leistungskonkurrenz ist nun einmal der stärkste Motor einer betriebsamen Wirtschaft: betriebsam im guten Sinne des Fleißes, der Anpassungsfähigkeit, der technischen und organisatorischen Spitzenleistung. Als Frankreich seine Rüstungsindustrie verstaatlichte, als es damit den staatlichen Konstrukteur an die Stelle des privatindustriellen Ingenieurwettbewerbs setzte, vollendete es den Untergang seiner ohnehin vernachlässigten Rüstungsindustrie. So wenig ein Grund vorliegt, den im Dienste des Staates selbst stehenden Ingenieur und Konstrukteur zu verachten, so sehr auch heute unsere deutsche Rüstungs-

industrie auf diesen Mann hört, sein Fachwissen und seine Erfindungs- und Entwicklungsaufgabe schätzt, so können wir doch des industriellen Wettbewerbs nicht entraten, und wir haben das ja auch gar nicht nötig. Denn wir verfügen über eine Vielzahl von Fabriken, die sich mit ihren Leistungen sozusagen gegenseitig hochgetrieben haben: im Flugzeugbau, in der Motorenfabrikation, in der Herstellung von Geschützen, in der Fertigung von Munition — überall ist es nicht ein einziges Werk, das den Bedarf deckt, sondern stets mindestens zwei Firmen, die sich also niemals auf ihren Lorbeeren ausruhen können. Auch das gehört zu den Dingen, durch die sich der Vorsprung der deutschen Kriegswirtschaft erklärt, wobei aber auf der anderen Seite den Erfordernissen der Großserienproduktion in viel größerem Umfang genügt wird, als es in den Feindstaaten der Fall war beziehungsweise heute noch ist.

In dieser Hinsicht reicht der deutsche Vorsprung übrigens weit in die Friedenswirtschaft zurück, und damit kommen wir zu einem Thema, das zu den wichtigsten und interessantesten Problemen der modernen Rüstungsindustrie gehört. Wollte man es auf eine überspitzte Formel bringen, so könnte man sagen, der leistungsfähigste Rüstungsbetrieb sei der, der über die größte und beste Erzeugung von Friedensmaterial verfügt. Das klingt zunächst paradox, aber es ist die Wahrheit, und zwar aus folgenden Überlegungen heraus: Im Frieden kann das Wehrmachtsgerät auch materialmäßig nicht voll erprobt werden, denn man kann es nicht den Beanspruchungen und Erfahrungen aussetzen, wie sie allein der Krieg bringt. Ein Rüstungsunternehmen, das zugleich auch über eine große Erzeugung von Friedensmaterial verfügt — und zwar nicht nebenbei, sondern „hauptberuflich" —, vermag aber zum mindesten das Material und die Einzelteile des Wehrmachtsgeräts auch schon in der Friedensfabrikation allen nur denkbaren Beanspruchungen zu unterwerfen und dabei seine Erfahrungen zu sammeln und für beides, für die Kriegs- wie für die Friedensmaterialproduktion, auszuwerten.

Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Große Hohlkörper aus Stahl dienen der chemischen Fabrikation, die sich auf Vor-

gänge der Hochdruckverdichtung stützt; Material und Bearbeitungsweise sind hier aber weitgehend dieselben wie bei der Geschützherstellung. Oder: Federn, wie sie für Geschütze gebraucht werden, finden auch in großen und schweren Fahrzeugen Verwendung, die friedlichen Zwecken dienen, also etwa für Kommunalfahrzeuge der Straßenreinigung oder ähnliche Fabrikate. Das Material und die Bearbeitung kann also ganz unabhängig von der Rüstungsproduktion selbst erprobt werden; Legierungen werden ins Examen genommen, Bearbeitungsweisen geprüft, verworfen oder eingeführt — je nach dem Ausgang der Bewährungsprobe, für deren Beurteilung ein um so breiteres Beweisfeld zur Verfügung steht, je größer die friedensmäßige Erzeugung des Unternehmens ist. Daher also ist der scheinbar so paradoxe Satz Wahrheit, daß der leistungsfähigste Rüstungsbetrieb derjenige ist, der über die größte und beste Erzeugung von Friedensmaterial verfügt.

Genau so wichtig ist freilich etwas anderes, nämlich die Tradition des Betriebes. Unter den Fenstern des Zimmers, in dem wir mit dem Leiter der Firma über diese Dinge sprechen, steht ein unscheinbares Häuschen, klein und geduckt zwischen den großen Werkhallen — als hätte man vergessen, es abzureißen. Dieses kleine Haus ist eine Art Museumsstück. Hier hat vor mehr als hundert Jahren die Familie des Gründers gelebt und gearbeitet, und als das Werk größer und immer größer wurde, da hat man die Fabrikhallen um das kleine Häuschen herumgebaut, damit sie es gewissermaßen beschützen, so, wie die wachsende Firma ihre eigene Werkmannstradition behütet und bewahrt hat. Vom Werkstoff ist dieses Unternehmen ausgegangen, dessen Gründer zu jenen Männern gehörte, die Deutschland von der englischen Vormundschaft in der Eisenindustrie freigemacht haben. Alle großen deutschen Rüstungsbetriebe ruhen auf einer solchen stolzen Tradition, mag sie auch nicht in jedem Falle so alt und berühmt sein wie bei dieser Firma, die durch gute und schlechte Zeiten hindurch sich ihre Spitzenstellung bewahrt hat.

Diese Tradition ist beileibe nicht nur ein Gefühlswert, sondern sie kommt in höchst realen Dingen zum Ausdruck, was

sich sofort zeigt, wenn es etwa einmal nötig wird, Unterlieferungen oder Lizenzen an andere Betriebe zu vergeben, die regelmäßig eine mehr oder minder verlustreiche Anlaufszeit brauchen, bis sie gleiches zu leisten vermögen — wenn dies überhaupt erreicht werden kann. Es gehört im übrigen zu dieser Tradition, daß die Rüstungsindustrie sich ihren Werkstoff selbst herstellt, was man zwar nicht als allgemeinen Grundsatz der deutschen Rüstungswirtschaft formulieren kann, was aber mindestens für die schweren Spezialitäten die Regel ist. Die sogenannte vertikale Konstruktion der Konzerne, die Tatsache, daß diese großen Wirtschaftsgebilde sich von den Grundstoffen Kohle und Erz über das Eisen und den Stahl bis in die Verarbeitung, bis zum fertigen Erzeugnis, bis in die „Mechanische Werkstätte" erstrecken, findet in der Rüstungsindustrie ihre beste Rechtfertigung. Insofern hat die Fabrikation von Wehrmachtsgerät sich an die Praxis der alten Waffenschmiede gehalten: Wieland bereitete ja auch selbst den Stahl, aus dem er die Schwerter Balmung und Mimung schmiedete.

Aber Wieland war, sieht man auf die Quantität, ein trauriger Anfänger, gemessen an dem, was die Waffenschmiede heute vollbringen. Unter unserem Fenster, an dem Stammhaus der Firma vorüber, ziehen jetzt, nach Schichtwechsel, die Heere der Arbeiter vorbei, Massen von Menschen, Zehntausende, die Tag für Tag neue Waffen herstellen, mehr, viel mehr, als der Krieg verbraucht. Und oben in den Büros des Verwaltungsgebäudes sitzen die Männer, die all das dirigieren und die auch ihr Teil dazu beitragen, daß der Sieg erkämpft wird. Denn auch die wirtschaftliche Seite der Rüstung stellt große Aufgaben, und daß wir Unternehmer, Kaufleute und Ingenieure haben, die diese Aufgaben lösen, das gehört auch zur Kriegführung.

Bei den Pulvermachern

Die deutsche Rüstung ist mit den deutschen Erfolgen sehr populär geworden. Die Fabriknamen der Kampfflugzeuge und Jäger, die Firmen, die Kanonen bauen, alte, stolze Namen und solche jüngsten Datums — das alles kennt die Jugend schon, und wie eine Granate fabriziert wird, wie ein Panzerwagen entsteht, wie die Montage der Flugzeuge vor sich geht, darüber lesen wir in Zeitungen und Zeitschriften immer wieder Berichte, sehen wir Bilder und Zeichnungen. Ein einziger Zweig der Rüstungsindustrie wird dabei meist vergessen, und die Männer, die in dieser einen Sparte arbeiten, gehören sozusagen zu den großen Unbekannten: von der Pulver- und Sprengstoffherstellung weiß auch der gebildetste Laie recht wenig. Man könnte sich denken, daß die Männer der Sprengstoffindustrie darüber doch schließlich einmal ein wenig gekränkt sein könnten. Sie haben ja nicht so ganz unrecht, wenn sie sagen, daß ohne ihre Arbeit und ihre Erzeugnisse die schönsten Kanonen und die besten Flugzeuge, die schnellsten Torpedoboote und die wundervollsten U-Boote nichts zuwege bringen könnten. Ein Sprengstoffchemiker trieb die Pointe in einer Unterhaltung einmal auf die Spitze: Alle diese Kampfmittel, so meinte er, seien bei Lichte betrachtet doch eigentlich nur Transportmittel, deren man sich dazu bediene, um das eigentliche Kampfmittel, den Explosivstoff, dahin zu bringen, wo er den Feind vernichtet.

Daran ist gewiß etwas Wahres. Pulver und Sprengstoffe gibt es nun schon so lange, daß wir uns daran gewöhnt haben, sie wie eine Selbstverständlichkeit hinzunehmen. Aber das sollten wir nicht, schon um der Menschen willen nicht, die in den Sprengstoffabriken, die für die Rüstung arbeiten, gewissermaßen schon seit 1933 an der Front stehen. Es wäre im übrigen ein großer Irrtum, wollte man annehmen, daß die Sprengstoffchemie eine Sache mit feststehendem Schicksal sei, auf deren Boden es nichts Neues gäbe. Wohl lebt die Wissenschaft und die Praxis der Treibmittel und der Sprengstoffe — also was den militärischen Zweck anlangt: die Pulver, die das Geschoß aus dem Rohr treiben, und die Stoffe, die bei oder nach dem Auf-

schlagen des Geschosses die Detonation bewirken — heute noch im wesentlichen von den Erfahrungen des Weltkrieges, aber in bezug auf die Rohstoffe und ihre Verarbeitung gibt es doch fortgesetzt Neues; die Chemie kann ja überhaupt ihrem Wesen nach niemals stillstehen.

Wir wollen aber hier nicht weiter in die Geheimnisse wissenschaftlicher Art eindringen, zumal wir den Leser dann mit schwer aussprechbaren Substanzen quälen müßten: an Namen wie Trinitrotoluol oder Tetranitropentaerythrit könnte man sich wirklich die Zunge zerbrechen — wozu die Chemiker, die ja alle ein klein wenig Apothekerschrulligkeit in sich tragen, milde lächeln. Indessen ist manchem schon das Lächeln vergangen über der furchtbaren Gewalt, mit der diese Substanzen, sobald sie detonieren, das heißt also sich unter Wärmeentwicklung in Gase zersetzen, sich und alles in ihrem Umkreis in ein schreckliches Verderben stürzen. Diese Sprengstoffe, die, bei uns genau wie in anderen Ländern auch, durch die „Nitrierung“ mannigfacher Rohstoffe — des Toluols, eines Abkömmlings des Steinkohlenteers, oder des Phenols, das ebenfalls der Kohle entstammt, oder des Glyzerins, das wir alle als Mittel gegen das Hautaufspringen bei kaltem Wetter kennen, oder schließlich auch der Zellulose, die wir aus Holz gewinnen — entstehen, das heißt also aus ihrer Behandlung und Verbindung mit Stickstoff, mit Salpetersäure, sehen äußerlich ganz harmlos aus. Sie präsentieren sich uns in flüssiger, gießbarer Form oder als eine Paste, in verschiedenen freundlich-kitschigen Farben, als mehlige Substanz oder schließlich als fertige Granat- oder Minenfüllung, hart wie ein gutes altes Edelholz geworden, so daß man sie mit der Säge bearbeiten kann.

Jawohl, mit der Säge — obgleich der alte Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben würde ob solcher Unvorsichtigkeit. Aber unsere modernen Sprengstoffe sind, solange man ihnen nicht mit ganz besonderen Nadelstichen zusetzt, höchst unempfindlich, und das ist gut so — aus Sicherheitsgründen. Zu Nobels Zeiten waren Katastrophen in den Sprengstoffabriken an der Tagesordnung, aber mit den Jahrzehnten hat man gelernt, Spreng-

stoffe zu fabrizieren, die nur dann explodieren, wenn der Mensch es will. Die modernen Sprengstoffe kann man einem unternehmungslustigen Jungen in die Hand geben, der sie vielleicht mit Streichhölzern oder mit einem Hammer traktieren wird: nicht das geringste ereignet sich; höchstens brennen sie ab. Aber wenn man die sogenannte Initialzündung anwendet, dann bricht das Unheil mit seiner vollen Gewalt los. Diese Initialzündung war Nobels größte Erfindung, größer und wichtiger als das Dynamit. Sie beruht darauf, daß Sprengstoff durch einen anderen detonierenden Sprengstoff zur Detonation gebracht wird, durch die Zündkapsel, die eine Quecksilberverbindung enthält, deren Explosion den Anstoß zum „großen Krach" gibt. Mitunter setzt man jetzt sogar drei Stationen hintereinander: die Zündkapsel, durch Schlag zur Explosion gebracht, veranlaßt die Detonation einer kleinen Sprengladung, und diese erst gibt den „Initialimpuls" für die eigentliche Detonation der Hauptsprengmasse, die dann mit einer Detonationsgeschwindigkeit von achttausend Meter pro Sekunde durch den Raum hetzt: Wenn du von eins bis drei zählst, so geht in dieser kurzen Zeitspanne die „Welle" vom Adolf-Hitler-Platz in Berlin bis zum Ende der Großen Frankfurter Allee, dreiundzwanzigmal schneller als der Schall — sofern sich dieser Detonationswelle nichts entgegenstellt. Was sich ihr aber entgegenstellt, das zerbricht, zerstiebt, wird pulverisiert, und je größer die Sprengstoffladung, desto furchtbarer die Wirkung der Detonation.

Wie sieht es nun aber eigentlich in einer Sprengstoffabrik aus? Ganz anders als in anderen Industrien. Es fehlen die Fabrikgiganten, die großen Werkshallen. Statt dessen sehen wir kilometerweit Herden von Häuschen, umgeben mit Erdwällen und dicken Betonmauern, kleine und kleinste Gebäude, in denen die Chemie und die Mechanik der Pulverfabrikation und Sprengstoffherstellung vor sich geht. Der Grund ist klar: Wenn irgendwo trotz aller Sicherheitsmaßnahmen doch einmal etwas passiert, so soll das Unheil auf kleinsten Raum beschränkt bleiben. An den Türen dieser kleinen Häuser finden wir Schilder etwa dieses Inhalts: „Ngl 20 kg 2 Mann". Das heißt auf deutsch:

Hier wird Nitroglyzerin verarbeitet, aber es dürfen in diesem Raum nicht mehr als 20 Kilogramm Sprengstoff liegen und nicht mehr als zwei Menschen gleichzeitig anwesend sein. Die Türen, ohne Schlösser, lassen sich nur nach außen öffnen, damit die Arbeiter jederzeit Hals über Kopf hinausstürzen können; die Gänge in den Erdwällen und zwischen den Betonmauern sind gebogen und geknickt, damit die Detonationswellen — wenn es doch einmal welche geben sollte — sich brechen und ihre Gewalt verlieren. Die Fußböden sind mit Bleiblechen belegt, die Werkzeuge sind aus Bronze, und wir gehen in großen Pantoffeln durch die Räume: Funkenbildung muß vermieden werden. Preßluftlokomotiven ziehen Wagenzüge durch das Fabrikgelände; diese Antriebsart, ohne Feuer, ist für eine solche Anlage die allein geeignete.

Die Seltsamkeiten gehen weiter. Wir treffen auf Arbeiter, die die Materie, mit der sie sich befassen, während des eigentlichen Arbeitsvorganges gar nicht zu sehen bekommen. Da ist zum Beispiel ein kleines Haus mit einem dicken Kubus auf dem Dach, einem Betonwürfel, der die Maschinerie einer hydraulischen Presse enthält; unter dieser, mit einem Druck von zwei Millionen Kilogramm arbeitenden Presse wird der Sprengstoff von furchtbarster Zerstörungskraft aus der mehlig-pulvrigen Form in einen festen, harten, dichten Körper verwandelt, der etwa wie ein Napfkuchen aussieht, dem der Bäcker zu wenig Hitze gegönnt hat. Es ist ein grausiger Gedanke, diese Substanz dem Druck der Riesenpresse überantwortet zu wissen. Als man einen alten Sprengstoffchemiker, der sich zur Ruhe gesetzt und nur von ferne von den Dingen gehört hatte, die in seinem Fach inzwischen erarbeitet worden waren, bei einem Werksbesuch eine solche Presse vorführte, da brach diesem unerschrockenen Mann, der sein ganzes Leben dem Sprengstoff gewidmet hatte, sozusagen der kalte Schweiß aus. Aber das Verfahren ist für die Leute, die die Presse bedienen, gefahrlos, denn der Preßvorgang vollzieht sich hinter einer dicken Panzerwand, der auch die stärkste Ladung nichts anhaben kann: Meßvorrichtungen zeigen an der Stirnseite dieser Wand dem Arbeiter den Pressendruck und die Stellung des Preßkolbens an, und mit

seinen Hebeln bedient er eine Maschine, die er nicht sieht, damit sie einem Stoff zu Leibe geht, den er ebenfalls nicht sehen kann.

Bis vor hundert Jahren kannte die Welt nur das gute alte Schwarzpulver, die Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, das Material, das einen höllischen Rauch entwickelte und seine Benutzer oft genug im Stich ließ. Um 1850 setzte dann die Chemie mit Macht auf diesem Gebiete ihre Sporen ein: ein Italiener erfand das Nitroglyzerin, ein Deutscher die Schießbaumwolle, dann die Nitrozellulose, ein Schwede das Dynamit und die Zündkapsel; schließlich reihten sich die vielen und vielfältigen Arten des Pulvers und der Sprengstoffe an, unterschiedlich nach Ausgangsstoffen und Verarbeitungsweisen, eine große Zahl von Substanzen, von denen so manche nur den engsten Fachkreisen bekannt sind. Es ist eine Wissenschaft, die immer noch etwas von der alten Alchimie hat, und manchem mag heute noch für das ganze Gebiet der Pulver- und Sprengstoffe der Titel eines Teufelswerks als der allein richtige erscheinen. Aber wir sollten nicht vergessen, daß der Sprengstoff auch ein ziviles Leben hat. Normalerweise ist dieses zivile Leben sogar viel wichtiger als das Teufelswerk, das Werk der Vernichtung. Der Sprengstoff hilft uns im Bergwerk die Kohle fördern, Erze und Salze gewinnen; der Sprengstoff tut seine Dienste beim Tunnelbau, bei der Errichtung von Straßen und Kanälen; große und bedeutende Werke der menschlichen Kultur und Zivilisation wären hoffnungslos steckengeblieben, wenn der Mensch sich nicht im Sprengstoff ein Mittel geschaffen hätte, das viele Hände ersetzt, weil es buchstäblich mit einem Schlage die Arbeit vollbringt, zu der man Tausende und aber Tausende von Männern brauchte — hätte man nicht eben dieses Teufelswerk, von dem man demnach auch sagen könnte, es sei die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Das Gute schaffen also auch die Männer, die in den Sprengstoffabriken ihre Arbeit tun — Männer mit ernsten Gesichtern, von der Verantwortung für das Leben auch ihrer Mitarbeiter gezeichnet, einer Verantwortung, die sie wie eine Aura tiefer Sachlichkeit umgibt — und auch die Chemiker, Techniker und Kaufleute, die ihre Lebensarbeit dem Sprengstoff gewidmet

haben. Und sie tun im übrigen ihre Pflicht an einer besonders wichtigen und exponierten Front der Rüstungsindustrie, an einem Abschnitt, der wenig Allgemeinverständliches bietet, wenig für das Auge und für äußeren Ruhm. Deshalb seien ihnen diese Zeilen gewidmet: Ohne diese Männer stünden wir nicht da, wo wir heute sind.

„Wi.-Rü." und „Rü.-In."

Die Kriegswirtschaft hat viele Geheimnisse, viel Neues, vieles, was diesem Krieg ein ganz anderes Gesicht gibt als früheren Kriegen. Das gilt besonders von den Bezirken der Kriegswirtschaft, die unmittelbar an den Bereich der Wehrmacht selbst angrenzen, noch mehr von denjenigen, die zur Wehrmacht selbst gehören. Schon in und unmittelbar nach dem Krieg in Polen trat für den kriegswirtschaftlichen Beobachter die höchst interessante Tätigkeit der wehrwirtschaftlichen Stäbe, der Rüstungsinspektionen und verwandten Instanzen der Wehrmacht ins Blickfeld, und die Bedeutung dieser ja völlig neuen Organisation konnte schon damals an Hand einzelner Leistungen wie auch im Zusammenhang mit der wehrwirtschaftlichen Gesamtentwicklung gewürdigt werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Feldzug im Westen und die nachfolgende Zeit erst recht zu einer Bewährungsprobe für die „Rü.-In." geworden ist, für die Rüstungsinspektionen und ihren organisatorischen Überbau, entsprechend den weitaus bedeutenderen Aufgaben, die ein wirtschaftlich hoch entwickeltes Land diesem Apparat stellt.

Welches sind die Aufgaben im einzelnen, und nach welcher Generallinie verfährt der wehrwirtschaftliche Apparat der Wehrmacht im besetzten Gebiet? Was tun die Menschen, die diese Organisation mit dem lebendigen Geist ihrer Arbeit erfüllen, und wie ordnet sich diese Arbeit einerseits in den militärischen Betrieb, andererseits in die Gesamtheit der kriegs-

wirtschaftlichen Erfordernisse ein? Es ist nicht leicht, diese Fragen zu beantworten, gerade wegen der Neuheit des Gegenstandes. Um so mehr verdient von vornherein hervorgehoben zu werden, daß die wehrwirtschaftliche Organisation in der Wehrmacht selbst durchaus nicht als Fremdkörper empfunden wird, sondern daß ihre Funktionen bereits sozusagen einen Grad der Selbstverständlichkeit erlangt haben, der den besten Beweis der bestandenen Bewährungsprobe darstellt. Die überragende Bedeutung rüstungswirtschaftlicher Fragestellungen und Aufgaben ist eben doch bereits so weit ins allgemeine Bewußtsein auch des Soldaten eingedrungen, daß „Wi.-Rü.-Amt" und „Rü.-In." schon allmählich zum gewohnten Inventar gehören — zumal der Soldat auf Schritt und Tritt die handgreiflichen Beweise für die Wichtigkeit der neuen Organisation zu sehen bekommt.

Ein grobes Aufgabenschema der Rü.-In. in den Kampfgebieten und den besetzten Gebieten könnte vor allem drei Komplexe in den Vordergrund rücken: Es muß dafür gesorgt werden, daß die in den besetzten Gebieten vorhandenen industriellen Kapazitäten so weit wie irgend möglich im deutschen Interesse ausgenutzt werden; die sogenannten „Spar- und Mangelgüter" müssen erkundet und sichergestellt werden; schließlich müssen „Engpaßmaschinen", soweit sie im besetzten Gebiet entbehrlich sind, ebenfalls einer sinnvollen Nutzung in der deutschen Erzeugung zugeführt werden.

All das ist schließlich nur ein Teil der großen kriegswirtschaftlichen Gesamtaufgabe, die darin besteht, die Rüstungsproduktion so weit wie irgend möglich voranzutreiben und diesem Ziel alle anderen Gesichtspunkte unterzuordnen, aber dem wehrwirtschaftlichen Apparat, der Wehrmacht selbst, dem Wehrwirtschafts- und Rüstungsamt im Oberkommando der Wehrmacht in Berlin, den Wehrwirtschafts- und Rüstungsstäben und den ihnen unterstellten einzelnen Rüstungsinspektionen obliegt sowohl die Planung und Abstimmung dieser Maßnahmen wie auch ihre praktische Durchführung und somit eine beträchtliche wirtschaftliche, militärische, in gewissem Sinne auch politische Verantwortung. Sogenannte Wirtschafts-

trupps — um nur einen Punkt der praktischen Arbeit herauszugreifen — befassen sich mit der „Betriebserkundung“: durch ein sinnreiches System von Fragebogen, Karteien usw. und durch Besichtigungen an Ort und Stelle verschafft man sich einen lückenlosen Überblick über die vorhandenen Kapazitäten industrieller Betriebe und über die Möglichkeiten, sie für die deutsche Produktion einzusetzen, sei es auf direktem Wege, sei es durch Unterlieferungen, was die Regel sein wird. Dieses Erkundungssystem vermittelt zugleich Unterlagen über die Vorratshaltung und den Maschinenpark und gibt die Gewähr dafür, daß, soweit die Beschäftigung der Industriebetriebe es zuläßt, Abtransporte eingeleitet werden können.

Oft mag die Entscheidung nicht leicht sein, ob die Gesamtlage dafür spricht, daß Bestände und Maschinen an Ort und Stelle den deutschen Zwecken dienstbar gemacht werden, oder ob der Abtransport und der anderweitige Einsatz vorzuziehen sei. Oberste Richtschnur für die Entscheidung ist stets das Maximum an Wehrwirtschaftsvorteilen, das die Gesamtheit erwarten darf; privatwirtschaftliche Rücksichten haben zurückzutreten, und zwar sowohl die deutschen wie auch natürlich diejenigen des besetzten Gebietes selbst. Unterlieferungen werden vor allem in den Fällen vergeben, in denen im Reich selbst „Engpässe“ vorliegen, in denen weiter durch die Vergebung nach den besetzten Gebieten eine Entlastung des Arbeitseinsatzes in stark belegten Orten des Reiches und zugleich die Besserung des Arbeitseinsatzes im besetzten Gebiet erreicht werden kann, schließlich aber auch in den Fällen, in denen die Verwertung von Halbfabrikaten und Teilen, die im besetzten Gebiet vorhanden sind, durch Fertigung bereits begonnener Geräte an Ort und Stelle möglich ist. Treffen alle diese Voraussetzungen nicht zu, so treten die anderen Aufgaben auf die Tagesordnung, das heißt also zum Beispiel Abtransport von Maschinen, wobei im konkreten Fall anzumerken ist, daß die Industrien der besetzten Gebiete auch mit den ihr verbleibenden Werkzeugmaschinen und so weiter doch noch durchaus arbeitsfähig bleiben.

Den Laien mag all das vielleicht auf den ersten Blick recht einfach anmuten, aber es steckt in der Lösung dieser Aufgaben,

die nach Weisungen des Reichsmarschalls und in enger Zusammenarbeit mit dem Chef der Militärverwaltung, insbesondere seiner Wirtschaftsabteilung, geschieht, doch eine gewaltige Menge von Einzelarbeit und ein großes Maß von Entscheidungsverantwortung. Schon die Erkundungstätigkeit stellt mit ihrer Akribie eine Art wissenschaftlicher Leistung dar, zumal dann, wenn sie in einer Weise und zu einem Zeitpunkt erfolgt, die der Schnelligkeit und Pünktlichkeit des wehrwirtschaftlichen Einsatzes dienen, die also, bildlich gesprochen, den wehrwirtschaftlichen Apparat nicht der kämpfenden Truppe folgen, sondern ihr vorausmarschieren lassen. In der Praxis wird es sich zumeist so verhalten, daß wissenschaftliche und tatsächliche Erkundung einander ergänzen und daß gerade aus dieser Synthese die fruchtbarsten Ergebnisse in rüstungswirtschaftlicher Hinsicht erwachsen können.

Das bedeutet für die Stäbe und die Inspektionen zugleich einen Einblick in die Wirtschaftsverhältnisse der besetzten Gebiete, wie er auf andere Weise kaum in solcher Breite und Tiefe erreicht werden könnte. Der wehrwirtschaftliche Apparat der Wehrmacht kommt somit zu höchster sachlicher Autorität, und die Ergebnisse seiner praktischen Arbeit beweisen, daß er diesen Vorzug zu nutzen weiß — obwohl gerade die Industrien in den besetzten Gebieten nicht das Maximum an Leistungsfähigkeit verkörpern, wie wir es im rationalisierten Deutschland gewohnt sind. Die Maginotlinie hatte sich Frankreich etwas kosten lassen; aber hinter dieser für unüberwindlich gehaltenen Wand vernachlässigte man die Wehrwirtschaft, von Ausnahmen in der Fahrzeug- und der Luftwaffenindustrie abgesehen. Wie dem auch sei, ob die Stäbe und Inspektionen der Aufgabe der deutschen Rüstung nun dadurch dienen, daß sie Betriebe des besetzten Gebietes in die Arbeit einspannen, oder ob sie der deutschen Wirtschaft zwecks Überwindung der Engpässe zu Materialien und Maschinen verhelfen — auf alle Fälle beweist gerade die Entwicklung in den im Westen besetzten Gebieten, welche Wichtigkeit dem neuen Apparat zukommt. Er war zur rechten Zeit angetreten. Gäbe es ihn noch nicht, so müßte er sofort erfunden werden.

Unser industrieller Vorsprung

Die Überlegenheit der deutschen Rüstung, bei tausend Gelegenheiten in diesem Krieg erwiesen, gibt der Welt immer wieder Anlaß zu der Frage: Wie konnte das Wunder zustande kommen, daß ein Volk, das den größten Krieg der Welt verloren und mit seiner Niederlage unheilbar erkrankt zu sein schien, sich in so kurzer Zeit gerade auf dem militärischen Gebiet wieder bis an die Spitze vorarbeiten konnte, mit einem Abstand vor den Gegnern, der so groß ist, daß Leistungen möglich waren wie jene nur nach Wochen zählenden Blitzkriege in Polen und im Westen? Die Welt sieht mit ungläubigem Staunen die politischen Führungserfolge, die pädagogischen Überraschungen, die der Nationalsozialismus verwirklicht hat; sie bewundert ebensosehr die Tapferkeit des deutschen Soldaten wie die politische Disziplin der deutschen Bevölkerung und die Verwirklichung einer sozialen Einheit, die den alten Gegensatz von Kapital und Arbeit überbrückt hat. Die Welt sieht auch das rein Technische mit Bewunderung: die schnellsten Flugzeuge der Welt, die größten Geschütze, die furchtbarsten Explosivstoffe und all die anderen Instrumente des Krieges, die technische Rekordleistungen darstellen. Was aber die breitere Öffentlichkeit nicht sieht, was sie wenigstens noch nicht im richtigen Sinne würdigt, das sind die wirtschaftlichen, die kaufmännischen und unternehmerischen Leistungen wie auch die Leistungen des deutschen Arbeiters, das ist die Tatsache, daß Deutschland trotz Versailles, trotz Rohstoffarmut, trotz Übervölkerung, trotz Nahrungssorgen und aller anderen Unbequemlichkeiten das erste und stärkste Industrieland Europas geworden ist, in manchem Betracht sogar das wichtigste Industrieland der Welt.

Das ist eine Position, die schon einmal von Deutschland beinahe erreicht worden war, und zwar kurz vor dem Weltkrieg. Sein Ausgang konnte die Kräfteverhältnisse nur vorübergehend verschieben, denn schon um die Zeit von 1929 hatte Deutschland sich mit seiner Industrie und mit seinen Außenhandelskräften wieder die Spitzenstellung erkämpft. Vieles von dem

neuen Glanz stellte damals freilich nur gewissermaßen eine Spiegelung des Kapitalimports dar, den Deutschland betrieben hatte, und insofern war es berechtigt, von einer „Konjunktur auf Borg“ zu sprechen. Aber in der Folgezeit, nach den Erfahrungen der furchtbaren Krise und nach der Selbstbesinnung auf die nationalen Grundlagen der Volkswirtschaft, hat Deutschland seiner industriellen Weltgeltung eine solidere Grundlage geschaffen. Das war eine Arbeit, an der alle Industrien mitgewirkt haben. Diese Arbeit galt der Zukunftssicherung und konzentrierte sich deshalb vorwiegend auf die Investitionsgüterindustrien, auf die Zweige, die nicht unmittelbar für den menschlichen Konsum arbeiten, sondern die Anlagegüter darstellen, Produktionsmittel, Maschinen und Apparate und alle die Erzeugnisse, die ihrerseits wieder der Güterproduktion dienen. Deutschland erlebte auf diese Weise eine große „Investitionskonjunktur“, mit allen sozusagen natürlichen Begleiterscheinungen eines solchen Stadiums: Ausweitung der Erzeugung, rascher Fortschritt in der Modernisierung der Fabriken, technische Verfeinerung auf allen Gebieten, Steigerung der Arbeitsleistung durch fortschreitende Rationalisierung. Der Abstand in der Fruchtbarkeit der Arbeit gegenüber dem, was die USA. schon früher erreicht haben, hat sich zusehends vermindert, und der Vorsprung, den die deutsche Industrie vor den Engländern und den Franzosen hatte, ist erneut beträchtlich vergrößert worden. Das gilt sowohl für die Kapazität der Industrien, ihre Leistungsfähigkeit etwa in Tonnen der Jahresproduktion ausgedrückt, wie auch für die Entwicklung der Qualitäten.

Die Pfeiler, auf denen Deutschlands Rüstung steht, sind insbesondere die Schwerindustrien, die Industrien von Kohle, Eisen und Stahl, sodann die Chemie, die Metallurgie, der Maschinenbau, die Elektrotechnik und die verwandten Sparten. All das sind Industrien, in denen Deutschland zum mindesten im europäischen Wettbewerb sich längst an die Spitze gesetzt hatte. Es sind unter ihnen Zweige, in denen es unsere Gegner, in denen es insbesondere England überhaupt nicht mehr zu Führungsarbeiten gebracht hat. Wir haben die Führung in der

eigentlichen Schwerindustrie schon um die Jahrhundertwende von England übernommen, und für den Maschinenbau gilt ähnliches, aber in der Chemie wie auch in der Elektrotechnik, also gerade in den modernsten Industrien, hat Deutschland sich aus eigener Kraft eine sozusagen originale Führerstellung erarbeitet, in Europa jedenfalls, das allein hier mit seinen industriellen Kräfteverhältnissen zur Debatte steht.

Der allgemeine Vorsprung in allen den genannten Industriezweigen ist die wichtigste Voraussetzung, auf der Deutschland seine rüstungswirtschaftliche Überlegenheit hat aufbauen können. Die besten Kanonen fabriziert das Land, das den besten Stahl mit den besten Werkzeugmaschinen, von den fleißigsten, zuverlässigsten und intelligentesten Arbeitern gehandhabt, bearbeitet. Die schnellsten Flugzeuge der Welt stellt das Land her, das aus den besten Leichtmetallen und aus den vorzüglichsten Edelstählen die Zellen und die Motoren bauen kann. Die wirksamsten Sprengstoffe der Welt kann sich das Land leisten, dessen Chemiker auf den solidesten Grundlagen der Wissenschaft aufbauen und die besten Rohstoffe nach den modernsten Verfahren verarbeiten können.

Überall ist also die Breite der wirtschaftlichen Leistung, überall ist demnach der Höchststand der allgemeinen technischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen die Basis, auf der sich die rüstungswirtschaftliche Spezialleistung entwickelt. Das Rüstungspotential eines Landes ist mithin um so größer, je höher sein friedensmäßiger technischer und wirtschaftlicher Standard ist. Als England sich in der Stahlproduktion von Deutschland überholen ließ, als es die Aluminiumerzeugung vernachlässigte, als es in der Elektrotechnik hinterher hinkte, als es in der Chemie sich damit begnügte, die Erfindung anderer Nationen auszuwerten, gab es zugleich eine Summe von rüstungswirtschaftlichen Chancen preis. Indem Deutschland sich in der allgemeinen industriellen Entwicklung an die Spitze setzte, indem es den besten Industriearbeiter erzog, die besten Chemiker und Physiker ausbildete, die tüchtigsten Ingenieure schulte, schuf es sich zugleich auch die Grundlagen für seinen rüstungswirtschaftlichen Vorsprung.

Mit seinen Menschen und mit ihrer Erziehung und Bildung hat Deutschland seine natürlichen Benachteiligungen überwunden. Denn schließlich ist es ja doch der Mensch, der das Schicksal formt. Gerade weil Deutschland um das Material ringen mußte, weil es arm an Bodenschätzen ist — soweit es sich nicht um den durch die moderne Entwicklung freilich zum wichtigsten Grundstoff der Industrie gewordenen Rohstoff Kohle handelt—, gerade weil der Boden karg ist, drang der Deutsche desto tiefer in ihn ein, vergrub er sich desto systematischer und verbissener in die Wissenschaft. Geistiges Training und eine Fülle neuer Ideen schufen beispielsweise in der Chemie eine neue Welt der Stoffe, die mit zwingender Logik aus der alten Welt des Materials herauswuchs, diese Welt aber vollkommen umformte. Das ist ein Prozeß, der noch längst nicht abgeschlossen ist und bei dem Deutschland immer noch an der Spitze marschiert, in der Kriegswirtschaft mit besonderen Zielsetzungen, ohne daß darin aber der Sinn dieses geistigen Ringens sich erschöpfte.

Denn die Chemie wie die Metallurgie, die Elektrotechnik und der Maschinenbau — sie alle haben ein eigenes Wachstum, strecken sich nicht nur nach der Decke, sondern produzieren auch ohne den Zwang der nationalen Notwendigkeit Ideen und Fortschritte. So wenig es eine voraussetzungslose Wissenschaft gibt, so falsch wäre es, die Forschung auf Befehl zu treiben. Die Chemie wie die Elektrotechnik und alle anderen Forschungszweige stellen Einheiten dar, innerhalb deren eine Vielzahl von Entwicklungsketten sich zu einem Ganzen verknüpft. Eine solche Einheit lebt; sie kann sich besonderen Entwicklungsnotwendigkeiten anpassen, aber sie kann nicht in ihrer ganzen Richtung kommandiert werden — und sie braucht es auch nicht. Die industrielle Forschung, Hand in Hand mit der Arbeit der Hochschulen, hat in Deutschland technisch-wirtschaftliche Leistungen hervorgebracht, die mindestens in Europa nicht ihresgleichen haben. Auf dieser Plattform konnte die deutsche Rüstungswirtschaft, konnte die Rüstungstechnik ein Gebäude von höchster Modernität und Präzision errichten — und zwar gerade weil sie vollkommen von vorn anfangen konnte, weil

sie nicht mit Schlacken behaftet war, weil sie ohne die Reste alter Rüstung dastand.

So ist es also die Leistung deutscher Friedenstechnik und Friedenswirtschaft gewesen, auf der sich die Überlegenheit der deutschen Rüstung aufbaut. Das gibt uns zugleich die Gewißheit, daß nach dem Siege das deutsche Leistungsvermögen sich gewissermaßen automatisch auf friedenswirtschaftliche Aufgaben stürzen und an ihnen sich ebenso bewähren wird wie jetzt an den Aufgaben der Rüstungswirtschaft. Die Umschaltung, die dann vorgenommen werden wird, ist eigentlich nur äußeren Charakters. Es gibt interessante Sinnbilder der Parallelität, auf die wir in Rüstungstechnik und Friedenswirtschaft stoßen und von denen wir schon in der Kanonenfabrik eine Vorstellung erhielten. Es ist ein und derselbe Stahlblock, der von den gleichen Maschinen entweder zu einem Riesengeschütz oder zu einem Hochdruckgefäß geformt wird, wie sie die Chemie für die Kohleverflüssigung oder für andere Zwecke braucht. Der Motor, der den Panzerspähwagen treibt, kann auch im Reise-Autobus seine Schuldigkeit tun. Das Eingeweide eines Funkempfangsgeräts für Kampfflugzeuge vermag auch als Seele eines höchstwertigen „zivilen" Geräts zu fungieren.

Dergleichen Beispiele gibt es in großer Zahl. Sie enthalten das Versprechen, daß Deutschlands Industrie künftig in noch höherem Maße als bisher die Rolle einer europäischen und im ehrlichen Wettstreit mit den USA. darüber hinaus einer Weltinvestitionszentrale wird spielen können. Das Land, das schon vor dem Krieg ein Viertel bis ein Drittel der Weltmaschinenexporte stellte, wird, wenn es sich wieder in vollem Umfang den Friedensaufgaben widmen kann, die Erschließung Europas, die Rationalisierung der agrarischen und industriellen Produktion unseres Erdteils in einem Tempo wieder aufnehmen können, das für den Kontinent ganz neue Möglichkeiten eröffnet. Denn Europa steht noch in den Anfängen einer Rationalisierung, wie wir sie verstehen. Ist es vielleicht ein schicksalsmäßiger Nebensinn der deutschen rüstungswirtschaftlichen Erfolge gewesen, daß die industriellen Anstrengungen, auf denen diese Erfolge beruhten, aus Europas erstem Industriestaat ein Land gemacht

haben, das nun erst recht imstande ist, seinen Anspruch der politischen Führung mit dem Einsatz von technischen und wirtschaftlichen Leistungen zu verknüpfen, wie Europa sie innerhalb seiner Grenzen eben nur in Deutschland vorfindet? Sicher ist es so — und das wird die Krönung der deutschen wirtschaftlichen Leistungen sein, die nicht in den Zerstörungen des Krieges, sondern im Aufbau friedlicher Werke ihre wahre Bestätigung finden wird.

Vorerst freilich leben wir im Krieg, in einer Zeit, in der wir aufmerksamer auf die Gegenwart schauen müssen als auf die Zukunft. Desto mehr müssen wir dankbar dafür sein, daß Deutschland schon in seiner „friedlichen Rüstung“ die Voraussetzungen dafür schuf, auf denen sich dann die wehrwirtschaftlichen Leistungen aufbauen konnten.

II. Kohle und Stahl, die Grundlagen

Das Brot der Industrie

Die moderne Rüstungsindustrie bietet in ihrer Vielseitigkeit auf den ersten Blick ein geradezu verwirrendes Bild. Was gehört nicht alles zu einer Schlacht, zu Lande, zu Wasser und in der Luft! Sehen wir uns nur einmal ein Flugzeug an: nicht nur Stahl und Metalle, Aluminium und Magnesium sind da im großen verarbeitet, sondern das Flugzeug strotzt zugleich auch von komplizierten Einzelteilen: Instrumente der Navigation und der Funkerei, die zu den Gipfelleistungen der physikalischen Wissenschaft gehören, Motoren, die eine Höchstzüchtung technischer Kunstfertigkeit darstellen, komplizierte Waffen wie etwa die Kanonen, die durch den Motor hindurchschießen — das Ganze ein unerhörtes Kabinettstück der vollendeten Technik! Oder genau so beim U-Boot, beim Panzerwagen: überall Höchstleistungen des konstruktiven Geistes. Und dann all die Neuerungen, die die deutsche Rüstungswirtschaft im Zeichen des Vierjahresplanes ausgebaut hat: unser synthetischer Kautschuk, unser Kohlenbenzin, dazu die neuen Grundlagen der Sprengstoffchemie, schließlich Austauschwerkstoffe für die verschiedensten „Spargüter", für Metalle, Textilien, Leder — im ganzen eine wirklich verwirrende Fülle technischer und chemischer Leistungen, die jede für sich allein betrachtet schon Rekorde darstellen, zusammengefaßt aber die überwältigendste Summierung und Beschleunigung des wehrwirtschaftlichen Fortschritts verkörpern, die die Welt jemals erlebt hat.

Dieser Fortschritt, auf dem der deutsche rüstungswirtschaftliche Erfolg beruht, hätte nicht erarbeitet werden können, wenn Deutschland nicht über die günstigsten Voraussetzungen in den Grundstoffindustrien und in der Energieerzeugung verfügte. Hier liegen, rein materiell betrachtet, die Wurzeln der deutschen Kraft: in unseren großen, praktisch unerschöpflichen Kohlen-

vorkommen, in unserer gewaltigen Stahlerzeugung und in unserer leistungsfähigen Energiewirtschaft, vor allem der riesigen Produktion elektrischen Stroms. Kohle, Stahl und Strom, das sind die Grundpfeiler der Rüstungswirtschaft, die tragenden Stützen der deutschen Volkswirtschaft überhaupt. Auf dem Energieträger Kohle, der zugleich der wichtigste Rohstoff der Chemie ist, und auf dem Eisen, dem Stahl baut sich die gesamte industrielle Produktion auf — denn ohne Kohle und Stahl gäbe es keine Fabriken, keine Maschinen, keine Verkehrsmittel; ohne Kohle und Stahl ist die ganze moderne Volkswirtschaft nicht vorstellbar — und demnach erst recht nicht die Rüstungsindustrie.

Die Zeit ist vorbei, in der Deutschland auf dem Gebiet der Kohle in Europa sich mit dem zweiten Platz begnügen mußte. Wir sehen nicht mehr wie früher England als den Kohlenkönig über der europäischen Wirtschaft thronen. Die Entscheidung fiel bereits in den allerersten Wochen dieses Krieges. Damals sah die Welt mit Bewunderung den Blitzkrieg und den Blitzsieg in Polen; die militärischen Seiten dieser Entwicklung stellten eine Sensation großen Stils dar. Aber auch in rüstungswirtschaftlicher Hinsicht fiel damals eine Entscheidung von weltbewegender Bedeutung. Das ergibt sich aus einer einfachen Rechnung:

Die deutsche Steinkohlenförderung hatte sich im Jahre 1938 auf 186 Millionen Tonnen belaufen, die englische auf 232 Millionen Tonnen. England hatte also 1938 vor Deutschland in der Steinkohlenproduktion noch einen Vorsprung von mehr als 46 Millionen Tonnen oder rund 24 Prozent gehabt. Nun hat Deutschland aber durch den siegreichen Feldzug in Polen seinen Herrschaftsbereich in der Steinkohlenförderung um eine Jahresproduktion von rund 43 Millionen Tonnen erweitert, und hierdurch hat die deutsche Steinkohlenförderung, aufs Jahr gerechnet, nunmehr die englische Produktion erreicht. Nimmt man hinzu, daß eine korrekte Abschätzung der Kräfteverhältnisse in der Kohlenwirtschaft nicht an der Braunkohle vorübergehen kann, so ergibt sich ein für England noch wesentlich ungünstigeres Bild, denn die englische Braunkohlenförderung

ist praktisch bedeutungslos, aber Deutschland vereinigt auf sich mehr als vier Fünftel der Welt-Braunkohlenförderung, und unsere Braunkohlenproduktion von etwa 200 Millionen Tonnen pro Jahr kommt, nach dem Wärmewert umgerechnet, einer Steinkohlenförderung von etwa 40 bis 50 Millionen Tonnen gleich.

Unter Einbeziehung der Braunkohle in die Rechnung hatte Deutschland also schon vor dem neuen Krieg England erreicht. Dann kam die vormals polnische Erzeugung hinzu und brachte im ganzen für Deutschland einen Kohlenvorsprung von jährlich 40 bis 50 Millionen Tonnen. Diese Menge entspricht einer Jahresförderung des gesamten französischen Kohlenbergbaues, und sie bedeutet mehr, als der holländische und der belgische Steinkohlenbergbau zusammen pro Jahr produzieren. Auch alle diese Teile des europäischen Steinkohlenbergbaues sind ja aber im weiteren Verlauf des Krieges in dem Sinne zu Deutschland getreten, daß sie unserer kriegswirtschaftlichen Verfügung unterstehen. Und das hat unsere Stellung in der Kohlenwirtschaft erst recht unangreifbar gemacht: wir sind nun mit weitem Abstand an der Spitze.

Aber nicht nur in der Produktion, sondern auch im Ausfuhrhandel haben sich die Kräfteverhältnisse durch die politischen Ereignisse zuungunsten Englands verschoben. Im Jahre 1938 hatte die englische Steinkohlenausfuhr 47 Millionen Tonnen erreicht, die deutschen und die polnischen Exporte zusammen etwa 42 Millionen Tonnen. Überprüft man aber die Exporte nach ihrer Bestimmungsrichtung und nach den Möglichkeiten der weiteren Belieferung, so ergibt sich, daß für England 20 bis 25 Millionen Tonnen zu einem unmöglichen oder ganz unsicheren Geschäft geworden sind und daß nur 17 bis 20 Millionen Tonnen als sicher betrachtet werden können. Deutschland mit seinen neuerworbenen Gebieten kann dagegen auf einen sicheren Kohlenexport von allermindestens 30 Millionen Tonnen rechnen. Die Tatsachen sprechen auch in dieser Hinsicht gegen England, und es ist auch hier wieder ganz besonders der Feldzug in Polen mit seinen wirtschaftlichen Folgen gewesen, der die englische Rechnung über den Haufen geworfen hat.

Auf dem Felde der Kohle hatte also England den Krieg schon wenige Wochen nach seinem Ausbruch verloren. Das war kein gutes Omen, denn es handelte sich ja wirklich um die letzte Bastion der einstigen Spitzenstellung. Forscht man nach den tieferen Gründen, die dafür verantwortlich sind, daß die Engländer Jahr für Jahr ein Stück ihres Vorsprungs in der Kohlenförderung hatten hergeben müssen, daß dieser Vorsprung, der noch 1933 etwa 100 Millionen Tonnen betragen hatte, sich schon bis 1938 — und zwar ohne Berücksichtigung der Braunkohle — etwa halbiert hatte, so wird man schließlich nur sagen können: Die Engländer haben nicht aufgepaßt! So war es beim Eisen, im Maschinenbau und überall, und so war es auch im Kohlenbergbau. Die natürlichen Voraussetzungen sind in England recht günstig: gute Kohlenvorkommen in geringer Tiefe, mit mächtigen Flözen und in frachtlich günstiger Nähe der Küsten und der Wasserstraßen. Die deutschen Kohlenreviere arbeiten zum Teil unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen, aber die deutschen Bergleute, die Arbeiter, Unternehmer, Kaufleute und Techniker haben es trotzdem zuwege gebracht, den Engländern Schritt für Schritt das Wasser abzugraben. Mancher Tropfen Schweiß und manches Stück Gehirnschmalz stecken in dieser Leistung, in der zähen Arbeit von Jahrzehnten. Es war ein friedlicher Wettbewerb, der Englands Vorsprung in der Kohle allmählich ausglich; der Krieg ist es nun, der mit einem Ruck Deutschland den Vorsprung gebracht hat.

Die Kohle ist für die moderne Volkswirtschaft genau so wichtig wie das Brot, und ganz besonders gilt das für die hochindustrialisierten Länder. Die Kohle ist sozusagen das Brot der Industrie. Englands einstiger wirtschaftlicher Vorsprung hatte auf seiner Spitzenstellung in der Kohlenproduktion beruht, und der Verlust dieser Spitzenstellung ist materiell und psychologisch gleich wichtig. Es war ein Symbol, daß England den Krieg mit diesem Verlust begann; es war ein Symbol, daß Deutschland in diese Spitzenstellung aufrückte.

Im Revier des Bergmanns

Mondsichel und Morgenstern standen am Himmel, als unser Zug in Essen einlief. Es war ein bleicher Morgenhimmel von jener Durchsichtigkeit, die es nur kurz vor dem Winter gibt und vielleicht auch nur hier im „Revier", in seinem Zentrum, der Stadt der Kohle und des Stahls, der Stadt der Riesenbetriebe, der Arbeitermassen, des fleißigsten Gemeinwesens in unserem fleißigen Deutschland. Es ist nicht wahr, daß der Himmel über Essen schwarz sei. Die große Stadt geht nach Süden in die Wälder des Ruhrlandes und des Bergischen Landes über, und der Landstrich dort gehört zum Reizvollsten, was der Liebhaber sanftgewellter Gegenden kennt: Seen und Wälder und eine Landschaft der Obstgärten und Felder säumen das Industriegebiet. Auf der anderen Seite freilich wachsen die Kolosse der Industrie in den Himmel. Dort ist wenigstens die Erde schwarz, und der Hemdkragen wird es schneller als in den auch nicht rußarmen anderen deutschen Großstädten.

Aber wer das Ruhrgebiet kennt, der muß es trotzdem lieben, so, wie es ist, in seiner Größe und Wucht und mit seinen Schattenseiten. Kolonialland hat man dieses Revier einmal genannt, als es in wenigen Jahrzehnten seine Bevölkerung verzehnfachte und als aus Dörfern neue Großstädte wurden. Es steckt auch heute noch ein Körnchen Wahrheit in diesem Titel „Kolonialland". Das Industriegebiet — jeder weiß, welches von den deutschen Industriegebieten gemeint ist, wenn man vom „Revier" spricht, so sinnfällig verkörpert sich hier Deutschlands stärkste industrielle Kräfteballung — das Industriegebiet hat im Krieg (und schon ein paar Jahre vorher) wieder jugendliche Züge angenommen, und es steht wieder in einer Periode echten Wachstums, mit den untrüglichsten Zeichen: mit dem Menschenhunger vor allem. Es ist der Bergbau, die Industrie der Steinkohle, in der heute wieder jedes Gespräch in die Menschenfrage einmündet, nicht nur wegen des Krieges, sondern aus Gründen, die sogar noch tiefer liegen. Der Bergmann und seine Arbeit, der ganze Komplex der sozialen, wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Probleme ist es, an dem sich dieses neue

Wachstum erweist. Im Ringen mit diesen Problemen ist das Revier groß geworden, und nun haben sie sich von neuem als Aufgabe gestellt, größer denn je zuvor.

Es ist höchst bezeichnend, daß das Revier selbst in der Zeit der kriegswirtschaftlichen Anstrengungen die Probleme des Bergmanns als eine Einheit ansieht, im Gegensatz zu früheren Perioden, die sich mit den Symptomen herumschlugen; und es ist zugleich auch für den Laien, führt man ihn in die bergmännischen Fragen ein, ohne weiteres klar, daß in der Hand des Bergmanns ein gutes Stück unserer wirtschaftlichen Zukunft liegt, ein Stück des deutschen, ja man kann heute getrost sagen: des europäischen Zivilisationsschicksals. Denn die Steinkohle, das Brot der Industrie, ist nun einmal der Grundstoff der gewerblichen Produktion, als Energieträger die Basis des industriellen Lebens und dazu noch der Rohstoff- und Ausgangspunkt einer noch ständig wachsenden Zahl von chemischen Erzeugnissen. Daraus leitet sich völlig zwanglos die Folgerung ab, daß der Beruf des Bergmanns zugleich der Drehpunkt der sozialwirtschaftlichen Entwicklung ist, und es ist stets eine Art Barometer der gesamtwirtschaftlichen Gesundheit gewesen, in welchem Grade dieser natürliche Rang des Bergmanns und seiner Arbeit von der breitesten Öffentlichkeit anerkannt wird. Denn davon hängt es ab, ob tüchtige junge Leute den Bergmannsberuf ergreifen, ob der Nachwuchs bereitsteht. Es ist nun schon seit Jahren ein „Unterschuß" in dieser Hinsicht vorhanden, nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Ländern, und diese Tatsache rückt das Berufsproblem des Bergmanns erst recht in den Vordergrund.

Davon sprechen wir, wie wir über den Zechenplatz gehen, hinüber zur Kokerei, wo die Kumuluswolken des Wasserdampfes aufsteigen, der sich über dem Löschen des glühend aus den Ofenkammern herauspolternden Kokses entfacht und der ein grelles Weiß gegen die rosa-gelbliche Glut des Kokses und das eiserne Schwarz der Zechenanlagen, der Kokerei, der Benzolfabrik und all der anderen Werkriesen setzt. Von der Farbenschau kehren wir zurück zur sachlichen Unterhaltung mit dem Betriebsführer. Wie kommt es, daß der Bergmann heute

vielfach seine Söhne nicht wieder Bergleute werden läßt, während dies früher nahezu eine Selbstverständlichkeit war und das Gegenteil als eine Art Verrat an der Tradition empfunden wurde? Es gab Bergmannsfamilien, wie es Offiziers-, Juristen- und Theologenfamilien gegeben hat und heute noch gibt. Höchster Lohn, kürzeste Arbeitszeit, aber vor allem auch das Bewußtsein einer hohen Stellung in der ideellen sozialen Bewertung, einer Position, die derjenigen des Bauern ähnelte — das war der Stolz des Bergmanns, und das soll er wieder werden. Es war ja kein Zufall, daß es der Bergmann war, der zuerst „frei" und freizügig wurde, schon im Mittelalter der sozialen Entwicklung vorauseilend und dann durch die Jahrhunderte hindurch deutlich abgehoben von den Scharen anderer Berufsgruppen. Die Arbeit im Schoße der Erde, in den dem gewöhnlichen Sterblichen unerreichbaren Tiefen des Bodens, schuf dem Bergmann seinen Nimbus, einen Glanz, der um so heller strahlte, je stärker zum Bewußtsein der besonderen Gefahren dieser Arbeit das Wissen um ihre fundamentale wirtschaftliche Bedeutung trat.

Aber gerade diese Gefahren der Bergmannsarbeit sind mit der Zeit immer mehr überschätzt worden, und das war vielleicht einer der wichtigsten Gründe für den Bruch in der Entwicklung, den der Bergbau später zu spüren bekam und um dessen Überwindung heute stärker denn je gerungen wird. In Wirklichkeit sieht es mit diesen Gefahren „unter Tage" ganz anders aus, als die öffentliche Meinung annimmt. Ein modernes Bergwerk ist eine technische Wunderstadt mit Sicherheitseinrichtungen, die Grubenkatastrophen zu großen Seltenheiten haben werden lassen und die Unfallziffern unter jene Zahlen herabgedrückt haben, die beispielsweise im Baugewerbe anzutreffen sind. Aber das allein genügt nicht, um dem Bergmannsberuf die alte Anziehungskraft wiederzugeben, ihm wieder die Spitzenstellung zu verschaffen, die ihm gebührt, die ihm jedoch verlorenzugehen droht, seit von der psychologischen und zeitweise auch von der materiellen Seite her die Gefahr der Proletarisierung zu drohen schien. Nun darf man wohl das eine sagen: Wenn unter den arbeitenden Menschen einer kein Prolet ist, dann ist

es der Bergmann. Im Bergwerk kann man keine Massen von ungelernten Menschen ansetzen: der Kampf mit den Elementen erfordert nicht nur Fachwissen und gründlichste Ausbildung, sondern auch charakterliche Voraussetzungen besonderer Art — die echte Kameradschaft der Arbeit ist unter Tage schon deshalb eine besondere Sache, weil der Pfuscher hier nicht nur sich selbst, sondern auch den Nebenmann in Gefahr bringt, und zwar in die Gefahr für Leib und Leben.

Daß der Bergmann schon sozusagen zur Hälfte ein Maschinist geworden ist, hat dabei die Verantwortung nur noch erhöht, und jede weitere Rationalisierung und Mechanisierung des Bergbaues muß mit der Beschleunigung der Kohlengewinnung weiter in dieser Richtung wirken. Die Maschine erleichtert dem Menschen die Arbeit, aber im Innern der Erde schafft sie zugleich auch neue Probleme der Arbeitsgestaltung, die den Bergarbeiter davor bewahren, die innere Beziehung zur Arbeitsstätte, zur Arbeit selbst zu verlieren — der Mensch, der „im Berge" lebt und die Bewegung, den Herzschlag, den Atem des Berges kennt, der Bergmann, der die Hand am Puls des Gesteins hat, der kann kein Handlanger sein, sondern in ihm verkörpert sich wirklich ein Stück naturverbundener Menschenarbeit, vergleichbar eigentlich nur dem Leben und dem Schaffen des Bauern.

Hier gibt es manche Parallele, vor allem heute wieder in bezug auf die unabweisliche Notwendigkeit verstärkter und beschleunigter Rationalisierungsarbeit. Die Vervollkommnung der Arbeit, alles Streben nach Leistungssteigerung, nach Erhöhung des Arbeitseffekts und nach Erleichterung der Arbeit für den Menschen, dieses ganze Bemühen, das wir unter dem Titel Rationalisierung zusammenfassen, ist an sich eine selbstverständliche Aufgabe der Wirtschaft, eine Aufgabe, die es immer gab und immer geben wird. Sie ist das Lebendige im Wirtschaftsprozeß, ein ethisches Gesetz geradezu und eine Pflicht jeder Gegenwart. Aber es gibt Zeiten, in denen die besonderen Konstellationen des politischen, sozialen, kulturellen Lebens nach einer besonderen Akzentuierung der Rationalisierung drängen, und heute steht der Bergbau in einem solchen Abschnitt. Soll

die Anziehungskraft des Bergmannsberufs wieder gehoben werden, so muß dem Bergmann die Arbeit weiter erleichtert werden. Aber auch das ist nur eine Seite der Aufgabe. Daneben ist es von größter Wichtigkeit, daß der Bergmann in Arbeitszeit und Lohn wieder in ein Verhältnis zu anderen Berufszweigen gebracht wird, das der Schwere und der fundamentalen Bedeutung seiner Arbeit für die gesamte Wirtschaft, für das ganze Volk gerecht wird. Das alte, gesunde Verhältnis ist ein wenig verrutscht; es muß in diesem Punkte wieder eine Normallage erreicht werden, und daß in einer neuen Lohnrangordnung der Zukunft die Bergleute wieder an der Spitze marschieren sollen, das haben ja auch schon führende Männer der Politik wiederholt ausgesprochen.

Das Gegenstück wird freilich ebensowenig fehlen dürfen. Der Bergbau muß sich wirtschaftlich so stehen, daß er die soziale Lage der in ihm tätigen Menschen auf diese Linie der Spitzenstellung zu bringen vermag, wobei man nicht ausschließlich an den Lohn denken darf, sondern auch an alle anderen sozialen Leistungen und daneben vor allem auch an die Arbeitszeit. Welch ein Gegensatz zu der Zeit nach der Währungsstabilisierung, zur vorigen großen Rationalisierungsperiode des Bergbaues! Damals, von 1925 bis 1929, die „Freisetzung" ganzer Armeen von Bergarbeitern, unter dem Druck einer sich selbst ad absurdum führenden Lohnpolitik, eine Verzerrung der sozialen Verantwortung und die Bildung in sich selbst widerspruchsvoller, ja sinnloser „Fronten" der Sozial- und der Wirtschaftspolitik — mit dem schlimmen Ende der schwersten Krise. Heute dagegen der Drang, ein neues Gleichgewicht zu finden, dem Bergmann den alten Ruf wiederzuverschaffen, ihn auf der Leiter der sozialen Ordnung wieder auf die oberste Sprosse zu bringen, zu seinem eigenen Nutzen und zum Wohle des Ganzen, das den guten und tüchtigen, den berufsstolzen Bergmann nicht entbehren kann.

Unter solchen Gesprächen kommen wir hinaus aufs Feld, in dem die Zeche liegt, neben den Wiesen und Kuhställen des Dorfes, das mit der Zeche gewachsen ist. Hier ist der Blick weit und frei. Vor uns liegt eine beckenförmige Landschaft, durch-

setzt mit den Silhouetten der Schachtgerüste, dem Rauch aus tausend Schloten und den Kirchtürmen vieler Gemeinwesen. All das steht und arbeitet, es ist nicht „pulverisiert“; die kleinen Schäden, die hier und dort durch die Einwirkungen der englischen Einflüge entstanden sind, spielen im Gesamtbild überhaupt keine Rolle. Alles, was wir hier sehen, lebt vom Bergmann und seiner Arbeit, und es wird weiter davon leben. In seinem Revier, das im Krieg Leistungen vollbringt wie nie zuvor und in dem die Menschen ihren alten Ruf des Fleißes und der Tüchtigkeit wieder einmal aufs schönste erhärten, ist die Kohle gewiß nicht die einzige Industrie, denn es steht ja vor allem das Eisen auf der Kohle, der Stahl, Deutschlands und der Welt wichtigster Werkstoff. Aber gerade diese Verknüpfung der Industrien im Revier, die ja sogar eine wirtschaftliche und weitgehend auch eine technische Einheit darstellen, läßt die Bergarbeiterfrage erst recht in den Vordergrund rücken.

Das Ruhrrevier versinnbildlicht damit eine große Aufgabe. Wir haben es hier nicht mit einer Angelegenheit der Fachleute, mit einem Spezialistenproblem zu tun, sondern es geht um Grundfragen der deutschen Industrie, um ihren Urstoff und um das Verhältnis des wichtigsten Arbeiterstandes zu seiner Arbeit und zu seinen Mitmenschen. Das ist eine Angelegenheit, die uns alle angeht, im Frieden schon und jetzt im Krieg erst recht.

Noch mehr Kohle!

Deutschland hat die führende Stellung im europäischen Kohlenbergbau; seine Kohlenförderung wird von keinem anderen Land erreicht. Trotzdem ist dem Bergbau die Aufgabe gestellt, noch mehr Kohle zu produzieren — eine Aufgabe von unmittelbar kriegswirtschaftlicher Bedeutung, darüber hinaus aber auch eine Aufgabe auf längere Sicht. Denn der Kohlenverbrauch steigt weiter, weil die gesamte industrielle Erzeugung steigt, weil also mehr Energie gebraucht wird; hinzu kommt,

daß die Chemie, unsere Treibstofferzeugung, überhaupt alle die Zweige, für die die Kohle nicht nur Wärme- und Energiespender, sondern chemischer Rohstoff ist, ebenfalls immer höhere Ansprüche anmelden.

Der Bergbau muß also noch mehr leisten als bisher. Da ihm aber nicht in beliebiger Zahl mehr Menschen zur Verfügung stehen, ergibt sich die Notwendigkeit einer weiteren und beschleunigten Mechanisierung, damit die Maschine dem Menschen vorwärts hilft.

Perioden, in denen aus allgemeinen Gründen das Rationalisierungsproblem in einem bestimmten Wirtschaftszweig sich sichtbar in den Vordergrund schiebt, könnten immer wieder den Eindruck aufkommen lassen, als sei in der Vergangenheit etwas versäumt worden. Für den Wirtschaftszweig, in dem gerade in der Kriegswirtschaft die Aufgaben einer weiteren Mechanisierung vielleicht am deutlichsten und am dringlichsten hervortreten, würde ein solcher Eindruck aber durchaus falsch sein. Die Tatsache, daß im Ruhrbergbau, dem wichtigsten Steinkohlenrevier Deutschlands, die Leistung je Mann und Schicht in den letzten Jahren nicht mehr gestiegen, sondern sogar um eine Kleinigkeit zurückgegangen ist (wenn man die Verlängerung der Arbeitszeit berücksichtigt), hat Gründe, die mit der technischen Entwicklung nicht das geringste zu tun haben. In der Zeit von 1924 bis 1938 hatte der Bergbau die Leistung in einem vorher nie dagewesenen Tempo in die Höhe treiben können, und zwar eben durch eine zielbewußte Mechanisierung, die in dieser Hinsicht geradezu eine sprunghafte Entwicklung darstellte. Die Leistung je Mann und Schicht war im Ruhrbergbau 1938 um nicht weniger als 80 Prozent höher als im Jahre 1924, so daß für die Jahresförderung von 1938 eine bergmännische Belegschaft von nur rund 288000 Mann erforderlich war gegenüber 536000 Mann, die die gleiche Fördermenge im Jahre 1923 erfordert haben würde.

Es wird also niemand auf den Gedanken kommen können, im Bergbau sei im Punkte der Rationalisierung etwas versäumt worden. Tatsächlich ist es nicht nur die Mechanisierung der Fördervorgänge selbst gewesen, die zu dieser gewaltigen

Leistungssteigerung geführt hat, sondern daneben auch die Zusammenfassung der Betriebsanlagen, die Verringerung der sogenannten Betriebspunkte, die Vereinigung von einzelnen Schächten zu Großschachtanlagen und ähnliche Mittel mehr. Gerade weil aber der Ruhrbergbau in der Vergangenheit seine Fähigkeiten zur Rationalisierung erfolgreich unter Beweis gestellt hat, wird man ihm auch jetzt einen neuen Impuls zutrauen dürfen, den Fortschritt weiter voranzutreiben.

Die Frage ist nur, ob dabei das Tempo das gleiche sein kann wie in der voraufgegangenen Mechanisierungsperiode. Die neue Aufgabe ist der „eiserne Bergmann“: man zielt darauf hin, die sogenannte Hereingewinnung und die Ladearbeit im Abbau weitestmöglich zu mechanisieren. Bisher war es im wesentlichen nur das Heraushauen der Kohle selbst gewesen, das Gegenstand der Mechanisierungsbestrebungen war, die mit dem maschinisierten Abbauhammer auch tatsächlich große Erfolge zu verzeichnen hatten. Aber da ein sehr wesentlicher Teil des Arbeits- und Zeitaufwands im Steinkohlenbergbau auf die Ladearbeit entfällt, das heißt also darauf, die herausgehauene Kohle auf die Transportmittel unter Tage zu bringen, so lag seit jeher der Gedanke nahe, Hereingewinnung und Ladearbeit unter gleichzeitiger Mechanisierung der Arbeitsvorgänge miteinander zu verknüpfen durch Schaffung von neuen maschinellen Einrichtungen, die möglichst in einem einzigen Arbeitsgang alle diese Funktionen übernehmen.

Die technischen Details brauchen wir hier nicht weiter zu erörtern, zumal die Entwicklung noch durchaus in Fluß und noch eine Fülle von Vorarbeiten zu leisten ist. Wir wollen aber einen Fachmann sprechen lassen, den Generaldirektor Buskühl, den führenden Kopf des Ruhrbergbaues, der zu diesem Thema folgendes gesagt hat: „Nicht nur wir Bergleute wissen, sondern jeder, der einmal die Arbeit unter Tage kennengelernt hat, wird eine Vorstellung davon haben, daß die Schwierigkeiten, die dabei überwunden werden müssen, ungleich größer sind als bei entsprechenden Problemen anderer Industriezweige. Wir müssen bei der Hereingewinnung der Kohle all den verschiedenartigen und wechselnden Bedingungen Rechnung tragen, unter denen

die Natur sie in die Erde gelegt hat. Die Kräfte der Natur müssen überwunden und durch ihre Nutzbarmachung auch wieder überlistet werden, um ihr ihre Schätze zu entreißen. Wir können uns also unsere Arbeitsbedingungen, wie dies in einem Fabrikationsbetrieb der Fall ist, nicht selbst schaffen, sondern müssen uns ihnen weitestgehend anpassen, wobei alle Maßnahmen insbesondere auch die Sicherheit von Leben und Gesundheit unserer Belegschaften in sich schließen müssen."

Die weitere Mechanisierung des Steinkohlenbergbaues stellt sich also als eine nicht von heute auf morgen zu lösende Aufgabe dar, aber ihre Bearbeitung ist schon mit Rücksicht auf die Versorgungslage heute dringlicher als je zuvor. Freilich kann der ganze Komplex der bergmännischen Fragen, so wichtig auch die technischen, wirtschaftlichen und sozialen Einzelfragen sind, doch nur als eine Einheit betrachtet werden. Die Mechanisierungsfrage ist nicht zu trennen von den sozialen Problemen, insbesondere denjenigen, die den Lebensstandard des Bergmanns und die Nachwuchsfrage betreffen, auf der anderen Seite aber ebensowenig zu trennen von den rein wirtschaftlichen Fragen, insbesondere der Ertragsfähigkeit des Bergbaues.

Hier greift eins ins andere: um seine überalterte Gefolgschaft auch nur auf dem gegenwärtigen Gesamtstand zu halten, muß der Ruhrbergbau auf zehn bis fünfzehn Jahre hinaus jährlich rund 30000 Mann „neu anlegen", das heißt eine Erneuerungsquote von annähernd 10 Prozent ins Auge fassen; das wird nur möglich sein, wenn, abgesehen von anderen Vorbedingungen, die soziale Stellung des Bergmanns wieder den Charakter einer Spitzenposition unter allen vergleichbaren Berufen erhält; aber dies wiederum setzt voraus, daß der Bergbau ertragsmäßig imstande ist, die Mittel dafür aufzubringen. Da die wirtschaftlichen Früchte der neuen Rationalisierungsbemühungen natürlich nicht sofort greifbar sein werden, da andererseits einige sächliche Kostenfaktoren in ihrer Entwicklung zum mindesten unsicher sind (beispielsweise spielt die Verteuerung des Grubenholzes bei dem hohen Verbrauch an diesem Material eine nicht unwichtige Rolle), so konzentriert sich die Aufmerksamkeit

erneut auf die Erlösentwicklung des Steinkohlenbergbaues, und in diesem Sinne ist also auch diese Seite der Sache nicht vom bergbaulichen und bergmännischen Gesamtproblem zu trennen: es kommt auch auf die Preise, vor allem auf die Exportpreise an.

Nun hat die Kriegszeit für den deutschen Steinkohlenbergbau im allgemeinen im Zeichen einer nicht unbeträchtlichen Besserung des Durchschnittserlöses gestanden, wobei diese Bewegung zwei Gründe hatte: der Exportanteil am Gesamtabsatz sank, und zugleich hoben sich die Exporterlöse (von Ausnahmen abgesehen). Auf diese Weise ist ein Zustand erreicht worden, in dem der Steinkohlenbergbau erfreulicherweise seine Erlöse weitgehend den offiziellen Preisen angenähert sieht, wie sie ihm amtlich gestattet sind (jahrelang war der Durchschnittserlös der Kohle niedriger geblieben, weil man sich draußen im Export mit den Engländern und den Polen um die Kunden stritt — aber das hat ja aufgehört!). Zu einem erheblichen Teil ist das Plus aber durch die Verschlechterung der Kostenlage wieder aufgezehrt worden, die hauptsächlich aus der Neuregelung der Einkommensverhältnisse der Bergarbeiter (im Zusammenhang mit der Verlängerung der Arbeitszeit seit Frühjahr 1939) eingetreten ist. Natürlich liegen die Verhältnisse bei den einzelnen Zechen unterschiedlich, aber man wird vermuten dürfen, daß der Ruhrbergbau als Ganzes schwerlich in der Lage sein würde, von sich aus etwas dazu beizutragen, daß die oben gestreiften Ziele bezüglich der sozialen Spitzenstellung des Bergmanns verwirklicht werden. Auf diesem Felde besteht eine so enge Verflechtung der wirtschaftlichen und der sozialen Tatbestände — was eigentlich selbstverständlich ist angesichts der Tatsache, daß der Lohnanteil im Bergbau besonders hoch ist — daß eine isolierte Betrachtung der einen und der anderen Seite überhaupt unmöglich ist.

Es ist also, mit anderen Worten, die Zukunft des Kohlenmarktes, die von dieser Seite her das Bild der Weiterentwicklung ausschlaggebend mitbestimmen wird. In diesem Punkte ist aber doch wohl ein gewisser Optimismus nicht unangebracht. Der Zustand, daß in der Ausfuhr um Mengen und Preise gerungen wird, wird in der alten Form nicht wiederkehren. Schon

heute hat das Ruhrkohlensyndikat die Kontrolle des Absatzes nicht nur der niederländischen und belgischen Zechen in der Hand, sondern auch die nordfranzösische Steinkohle ist schon marktmäßig einbezogen. Daß man Kohle am billigsten in den Ländern kaufen kann, die selbst nicht über diesen Schatz der Erde verfügen, diesen Zustand werden wir nicht wieder erleben, auch dann nicht, wenn die Stellung geklärt wird, die später einmal die englische Kohle auf dem europäischen Markt und anderwärts einnehmen kann. Jedenfalls braucht der Bergbau Spielraum und Bewegungsfreiheit in seiner Rechnung, braucht er Erlöse, die es ihm ermöglichen, den wirtschaftlichen, technischen und sozialen Aufgaben gerecht zu werden. Er hat in der ganzen Zeit seit 1929 eigentlich nur ein wirklich gutes Jahr gehabt, nämlich das Weltkonjunkturjahr 1937. Seitdem hat der Bergbau sich finanziell wieder so herumdrücken müssen, daß die Kohle selbst ohne Berücksichtigung der Nebenprodukte kaum etwas abgeworfen hat. Desto mehr muß man ihm wünschen, daß die jetzt heraufziehende Marktstabilisierung von Dauer sein möge. Auch das ist ein Rationalisierungsfortschritt in Richtung auf einen rationellen Markt; und dieser Rationalisierungsfortschritt wird der Schlagkraft unserer wichtigsten Grundstoffindustrie zugute kommen: die kriegswirtschaftliche Stärke sichert der materiellen Basis unserer Rüstung einen desto festeren Stand.

Deutsche Stahl-Macht

In der Kohlenförderung hat Deutschland seinen Gegner England in diesem Krieg und durch diesen Krieg eingeholt, ja sogar überholt. In der Herstellung von Eisen und Stahl haben wir die Engländer schon wesentlich früher an die Wand gedrückt. Deutschland konnte im alten Reichsgebiet allein schon mehr als doppelt so viel Stahl erzeugen wie die Engländer, und durch die neu hinzugekommenen Gebiete hat sich die deutsche

Übermacht auf dem Felde der Stahlproduktion noch wesentlich verstärkt.

Das ist, zusammen mit Deutschlands kohlenwirtschaftlicher Spitzenstellung, ein entscheidender Punkt in der Beurteilung der rüstungswirtschaftlichen Grundlagen. Gewiß braucht man zur Flugzeugfabrikation Leichtmetalle, gewiß braucht man Gummi und Benzin, um Krieg führen zu können, aber der Stahl ist und bleibt doch nun einmal die Grundlage jeder industriellen Entwicklung. Ohne Stahl können die Chemiker kein Benzin aus Kohle fabrizieren, denn nur dieser Werkstoff liefert die Apparaturen für die chemische Großindustrie; ohne Stahl können auch keine Aluminiumhütten und keine Kraftwerke gebaut werden, deren Stromerzeugung die Leichtmetallproduktion ermöglicht. Eins greift ins andere, aber am Anfang jeder Erzeugung steht stets der Stahl, als Werkzeug des Menschen, in Form der Maschine, der chemischen Apparatur, des Fabrikbaues, dazu noch als Material der Verkehrsmittel — Stahl ist und bleibt neben der Kohle und zusammen mit ihr die Basis der Industriewirtschaft, die Basis der Rüstung.

Der Laie sieht zu Unrecht immer nur die Kanone, das U-Boot, überhaupt die Kampfmittel selbst, mit denen der Krieg geführt wird und die aus Stahl bestehen. Darin erschöpft sich aber noch längst nicht die rüstungswirtschaftliche Rolle des Stahls, denn durch seine allgemeine industrielle Bedeutung greift er sozusagen über sich selbst hinaus, weil ja eben keine Großproduktion, auf welchem Gebiet auch immer es sei, ohne den Stahl als Werkstoff der Maschinen usw. denkbar ist.

Diese Rolle des Stahls ist, vielleicht gerade weil sie eine wirtschaftliche, eine zivilisatorische Selbstverständlichkeit ist, den meisten Menschen gar nicht mehr recht bewußt. Und doch liegt hier auch mit ein Schlüssel für die gerechte Würdigung der deutschen Rüstungserfolge. Unter der Voraussetzung, daß in allen anderen Vorbedingungen Gleichheit zwischen den kämpfenden Völkern bestände, würde diejenige Nation den Krieg gewinnen, die über die größte und beste Stahlerzeugung verfügt. Denn Höhe und Güte der Stahlproduktion sind ein Gradmesser des allgemeinen industriellen Könnens, und dieses

allgemeine industrielle Können muß im Zeitalter des technischen Krieges entscheidend sein.

Deutschland hatte auf diesem Gebiet gut vorgesorgt. Als der Krieg ausbrach, war die deutsche Stahlproduktion größer als die englische, französische und polnische Erzeugung zusammengenommen. Der Sieg über Polen vergrößerte Deutschlands Stahlerzeugung weiter: die alten deutschen Eisenhütten und Stahlwerke in Ostoberschlesien kamen wieder zurück. Der Sieg im Westen brachte dann Lothringen mit seiner großen Eisen- und Stahlindustrie wieder zum Reich: die Überlegenheit Deutschlands in der Stahlproduktion wurde immer größer. Heute steht uns auch die belgische Stahlerzeugung zur Verfügung, dazu noch große Teile der französischen Produktion. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Stahlwerke und der Betriebe in dem besetzten Gebiet ist mit 40 Millionen Tonnen pro Jahr sicherlich nicht zu gering veranschlagt, und sie dürfte damit etwa das Dreifache der englischen Stahlproduktion erreichen.

Dabei ist auch die Rohstoffversorgung unserer Stahlindustrie absolut gesichert. Diese Sicherung war eines der wesentlichsten Ziele des Vierjahresplanes, und ihr galt die Gründung einer großen staatlichen Gesellschaft, die den Namen des Reichsmarschalls Hermann Göring trägt. In der Zeit nach dem Weltkrieg, nach dem Verlust der lothringischen Eisenerze, deckte die deutsche Eisenindustrie ihren Erzbedarf zu einem sehr erheblichen Teil im Ausland, insbesondere in Schweden. In dieser Tatsache lag für die Rüstungswirtschaft eine gewisse Gefahr. Wie auf allen anderen Gebieten der rüstungswirtschaftlichen Rohstoffversorgung, so ging auch hier das Ziel des Vierjahresplanes dahin, nicht den Güteraustausch mit dem Ausland abzuschneiden, wohl aber für den Ernstfall die Unabhängigkeit Deutschlands zu sichern. Es hatte sich zwar allgemein der Gedanke festgesetzt, daß Deutschland arm an Eisenerzen sei, aber die neueren Methoden der Bodenforschung ließen doch im Laufe der Jahre immer deutlicher werden, daß man in dieser Hinsicht zu pessimistisch gewesen war. Nördlich des Harzes wurden Eisenerzfelder erschlossen, die bezüglich der Menge der Vorkommen alle anderen deutschen Erzreviere übertreffen,

wenn sie auch hinsichtlich der Qualität der Erze nicht gerade in die vorderste Reihe gehören. Aber durch Mischung mit anderen Erzen und durch neue Verhüttungsverfahren hat man es dahin gebracht, aus diesen eisenarmen deutschen Erzen einen vollkommen normalen Stahl herstellen zu können, und die großen neuen Werke, die den Namen Hermann Görings tragen, stehen im Begriff, einer der bedeutendsten Stahlerzeuger Deutschlands zu werden.

Indessen haben auch die privaten Eisenhüttenwerke das ihrige getan, um das deutsche Eisenproblem zu lösen: auch sie haben sich, soweit sie das Geld dafür aufbringen konnten, der Erschließung und Ausbeutung heimischer Erzvorkommen gewidmet und dabei schöne Erfolge erzielt. Heute sind wir so weit, daß Deutschlands Überlegenheit in der Stahlerzeugung auch dann nicht in Frage gestellt sein würde, wenn wir überhaupt kein ausländisches Erz mehr beziehen könnten. Damit brauchte freilich auch die vorsichtigste Theorie nicht zu rechnen, denn wer sollte uns hindern, die vorzüglichen schwedischen Erze auch weiterhin zu kaufen und nach Deutschland zu transportieren? Desto günstiger stehen wir in unserer gesamten Rohstoffbilanz der Stahlindustrie, zumal mit Lothringen nicht nur Eisen- und Stahlwerke, sondern vor allem auch das lothringische Erz wieder zu uns gekommen ist. Das ist ein Punkt von besonderer rüstungswirtschaftlicher Wichtigkeit, und deshalb seien ihm noch ein paar Worte gewidmet.

Das lothringische Erz trägt den hübschen Namen „Minette". Das ist kein Mädchenname, sondern ursprünglich die Verkleinerungsform des französischen „mine", was nicht nur Bergwerk, sondern auch Erz heißt. Verkleinerungsformen können sprachlich ein Kompliment bedeuten, aber es kann auch das Gegenteil der Fall sein. Bei der Minette verhält es sich so, daß der Ausdruck aus einer Zeit stammt, in der man von diesem lothringischen Erz nicht viel hielt; in seiner ursprünglichen Bedeutung hat der Titel sogar einen leise-verächtlichen Beigeschmack. Das hat seinen Grund darin, daß das lothringische Erz in seinem Eisengehalt nicht gerade an der Spitze der bekanntesten Vorkommen marschiert. Der durchschnittliche Fe-Gehalt der lothringischen

Eisenerze liegt um 25 Prozent herum. Ein solcher Eisengehalt beziehungsweise der entsprechend hohe übrige Gehalt an Mineralien der verschiedensten Art bringt es mit sich, daß der Verhüttungsprozeß mit großem Schlackenanfall, deshalb aber auch mit hohem Brennstoffverbrauch, rechnen muß. Aber nicht nur diese Seite der Sache ist es, die dem lothringischen Erz den etwas geringschätzigen Titel „Minette" eingebracht hatte, sondern noch wichtiger war mindestens anfänglich, das heißt also in der Zeit des großen Aufschwungs der europäischen Eisenindustrie nach der Erfindung des Bessemerverfahrens, die Tatsache, daß in der Minette ein höchst unerwünschter „Beigeschmack" sitzt, nämlich ein verhältnismäßig hoher Gehalt an Phosphor.

Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vermochte die Eisentechnik mit phosphorhaltigen Erzen nichts Rechtes anzufangen, weil die Verhüttung dieser Erze beziehungsweise die Weiterverarbeitung des aus ihnen gewonnenen Roheisens einen schlechten, brüchigen Stahl ergab und weil man kein Mittel kannte, das den Phosphorgehalt aus dem Roheisen hätte herausbringen können. Es ist eine der seltsamsten Ironien der Wirtschaftsgeschichte, daß es ein Engländer war, der Abhilfe schuf, daß die Engländer sich aber um das neue Verfahren so gut wie gar nicht kümmerten, sondern es Deutschland überließen, mit seiner Hilfe die Minette überhaupt erst zur Geltung zu bringen. Das Thomasverfahren, eine Abart des Bessemerverfahrens, ermöglichte die Entfernung des Phosphors aus dem Roheisen und damit die Stahlerzeugung aus phorphorhaltigen Eisenerzen. Das sind Dinge, die mit der Zeit jedem geläufig geworden sind, der sich mit der Geschichte der Industrie beschäftigt hat, aber daß die Engländer mit diesem Versäumnis einen der schwersten Fehler in ihrer industriellen Entwicklung, eine Torheit ersten Ranges begangen und damit der aufstrebenden deutschen Industrie in den Sattel geholfen haben, das verdient doch immer wieder herausgestellt zu werden.

Die Minette hätte es freilich auch nach der Erfindung des Thomasverfahrens kaum zu ihrer großen Karriere bringen

können, wenn sie nicht einen anderen Vorteil zu bieten gehabt hätte: die geringen Abbaukosten. Im östlichen Teil des Erzgebietes finden sich die Vorkommen direkt an der Erdoberfläche; nach Westen zu senkt das Flöz sich ab, aber die wichtigsten Gewinnungsstätten in der Mitte mit ihren nur 1000 Meter tiefen Schachtanlagen und den 3 bis 6 Meter dicken Erzadern können doch tatsächlich mit Gestehungskosten aufwarten, die sich vergleichsweise recht günstig ausnehmen. Allerdings vertreten die Fachleute heute die Ansicht, daß der alte Ehrentitel des billigsten Erzes der Welt sich nicht wird behaupten lassen. Die deutschen Hüttenmänner und Bergleute sehen die Betriebe nämlich mit anderen Augen an als die Franzosen. In den Jahren seit 1919 ist in den Schächten Lothringens ein arger Raubbau getrieben worden. Die Franzosen holten nur die besten Partien heraus, förderten nur die 30- bis 32prozentigen Erze zutage und ließen die geringwertigeren Partien stehen oder schütteten sie weg. Das können wir uns nicht leisten, sondern wir müssen im Interesse der Lebensdauer der Vorkommen sorgsamer verfahren und dazu noch die entstehenden größeren Hohlräume im Erdinnern wieder ausfüllen, durch den sogenannten Bergeversatz, der zusätzliche Kosten verursacht, wobei andererseits zugleich auch die Senkung des durchschnittlichen Eisengehaltes der geförderten Erze eine Kostensteigerung, bezogen auf die Eiseneinheit, mit sich bringen wird.

Wir können und dürfen es uns nicht so bequem machen wie die Franzosen, selbst wenn das fürs erste vielleicht eine gewisse Enttäuschung darstellen sollte. Das gilt auch in metallurgischer Hinsicht, zum mindesten im Vergleich zu der verhältnismäßig problemlosen Verhüttung der Schwedenerze. Aber die deutschen Eisenhüttenwerke sind ja im Laufe der letzten Jahre mit dem gesteigerten Einsatz deutscher Erze, die qualitativ noch hinter der Minette zurückbleiben und hinsichtlich ihrer Gestehungskosten auch noch ungünstigere Voraussetzungen bieten, ohnehin nicht gerade verwöhnt worden, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß auch die neuen Aufgaben, die in manchen Punkten ja nur eine Rückkehr zu alter Arbeit darstellen, gemeistert werden.

Das ist ein Ausschnitt aus den Problemen, die die deutsche Stahlindustrie beschäftigen. Sie hat das Glück, sich nicht mehr mit Fragen herumschlagen zu müssen, die Deutschlands rüstungswirtschaftliche Stellung bedrohen könnten. Unsere Stahl-Macht steht unerschütterlich. Sie ist, zusammen mit der deutschen kohlenwirtschaftlichen Spitzenstellung, das weithin sichtbare und spürbare Sinnbild der deutschen wehrwirtschaftlichen Überlegenheit.

Der elektrifizierte Krieg

Im Geschäftsbericht eines großen Unternehmens der Elektrotechnik fanden sich folgende Bemerkungen: Ein großer Teil des Geschäftsjahres stand unter dem Zeichen des Krieges; wenn das Unternehmen trotzdem über den ganzen Zeitraum wie über einen einheitlichen Wirtschaftsabschnitt berichtet, so möge dies ein Zeichen dafür sein, wie wenig die Struktur des Unternehmens und der Inhalt seiner technischen Arbeit beeinflußt wurden und wie notwendig die Erzeugnisse der Elektroindustrie im Frieden wie im Kriege sind. Abgesehen von einigen wesentlichen Ausnahmen, wo Stillegung oder Einschränkung von Sonderzweigen hatten stattfinden müssen, die durch um so höhere Aufträge auf anderen Fabrikationsgebieten mehr als ausgeglichen werden konnten, bewegten und bewegen sich die Arbeiten dieses Unternehmens in der Richtung, die in den vorausgegangenen Jahren ihr charakteristisches Gepräge gefunden haben: Forschung, Neu- und Fortentwicklung, Verfeinerung der Konstruktionen und der Arbeitsverfahren — aber die Arbeit selbst, die Fabrikation, die Erzeugnisse, die hergestellt werden, sind die gleichen geblieben, und wenn etwas das Berichtsjahr von seinen Vorgängern unterschied, so waren es „noch weiter gestiegene Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Werke, vermehrter Bestellungseingang und — wenn auch nicht ebenso rasch nachfolgende — vermehrte Ausbringung."

Für die in der Elektrotechnik tätigen Menschen mögen solche Darlegungen keine Überraschung bedeuten, aber dem Außenstehenden bringen sie doch wieder einmal nahe, wie das Bild des Krieges sich gegenüber früheren Zeiten grundlegend geändert hat; wie an die Stelle des Kampfes der Menschen und Waffen der Krieg der Menschen, Waffen, Geräte, Maschinen und Industrien getreten ist. Es ist die Technisierung des Krieges, die sich in der veränderten Situation widerspiegelt, wie sie heute, verglichen mit 1914, in den Fabriken anzutreffen ist. Als der Weltkrieg ausbrach, war die Kapazität der elektrotechnischen Industrie, ausgedrückt durch die Zahlen der in ihr tätigen menschlichen Arbeitskräfte wie auch der von ihr bewältigten Fabrikationsleistung, wesentlich kleiner als heute. Damals aber erlebte es die elektrotechnische Industrie, daß in ihrem Sachbezirk die Anforderungen keineswegs genügten, um die Gefolgschaften weiterzubeschäftigen und den ganzen Apparat auszufüllen. Die Elektrotechnik mußte damals eine grundlegende Umstellung durchmachen und ihre Hallen durch Herstellung von Kriegsmaterial füllen, das mit der Elektrotechnik nichts zu tun hatte.

Heute ist das ganz anders. Die Aufgaben, die der Elektrotechnik inzwischen erwachsen sind und die sie im Kriege wie im Frieden zu bearbeiten hat, haben sich inzwischen vervielfacht, und auch soweit es sich dabei nicht um technische Neuerungen handelt, die erst in der Zeit nach dem Weltkrieg aufgekommen sind oder doch wenigstens sich ausgewachsen haben, sind die Anforderungen an die Elektrotechnik ganz allgemein gestiegen. Schon die Tatsache, daß der Stromverbrauch aller Industrien heute die Ziffern von 1914 sehr wesentlich übersteigt, weil der elektrische Strom zu immer neuen Arbeitsleistungen herangezogen worden ist (die Anwendung der Elektrowärme beispielsweis ist ja in großem Umfang erst seit etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren eingeleitet worden), verschafft der Elektrotechnik heute eine ganz andere material- und menschenmäßige Bedeutung, rohstoff- und arbeitseinsatzmäßig ein ganz anderes Gewicht als im Weltkrieg. Es hätte dazu vielleicht gar nicht einmal erst der besonders forcierten Ausweitung bedurft,

die gerade in Deutschland und gerade in den letzten Jahren dadurch eingetreten ist, daß unsere neuen Rohstoffindustrien — sowohl die speziell von Deutschland entwickelten als auch die bereits bekannten, die bei uns nur besonders liebevoll gepflegt werden — samt und sonders hervorragend große Stromverbraucher sind, so daß also parallel mit der Entwicklung dieser Rohstoffbetriebe auch ein rascher Ausbau der Energiewirtschaft, der Kraftwerke und der Verteilungsnetze notwendig geworden ist.

Das allein hat der Elektrotechnik einen ungeahnten Auftrieb gegeben, und der ganze Industriezweig ist auf diese Weise zu Dimensionen gelangt, von denen 1914 sich niemand etwas hätte träumen lassen. Mitgewirkt hat dabei aber auch die Entwicklung neuer elektrotechnischer Disziplinen: man denke nur an die Funkentelegraphie, die drahtlose Telephonie, an alle anderen Spezialitäten der Nachrichtentechnik, die ja in diesem Krieg eine entscheidend wichtige Rolle spielt — wenigstens auf unserer Seite.

Das sind also Fabrikationen, die auch im Krieg weitergeführt werden, im Krieg erst recht; dasselbe gilt von Kraftwerksbauten und ähnlichen Dingen, denn auch sie sind ja kriegswirtschaftlich erstrangig wichtig, weil ein Abstoppen zur Folge haben könnte, daß die Rohstoffindustrien ihre Funktionen nicht voll erfüllen könnten.

Es ist in diesem Krieg schon oft genug gesagt worden, daß nicht nur der Soldat den Kampf führt, sondern auch der Industriearbeiter und der schaffende, erfindende, disponierende Unternehmer. Nicht nur für die Rüstungsindustrie im engsten Sinne gilt dies, also für die Herstellung von Kanonen, Flugzeugen, U-Booten, Waffen und so weiter, sondern es zeigt sich gerade an Beispielen, wie demjenigen der Elektrotechnik, immer deutlicher, daß der Begriff der Rüstungsindustrie allmählich die alten Umgrenzungen immer weiter auseinandergeschoben hat. Eigentlich gehört die gesamte industrielle Potenz des Landes zur Rüstung. Die Verzahnung ist ja mittlerweile so eng geworden, daß man kein Stückchen aus dem Rädergetriebe herausnehmen kann, ohne die Funktionsfähigkeit des Ganzen in Frage zu stellen.

Worauf beruht die Überlegenheit beispielsweise der deutschen Luftwaffe? Neben der Tapferkeit unserer Flieger und der Gründlichkeit ihrer Ausbildung auf der bis auf die Spitze getriebenen technischen Vollendung nicht nur der Flugzeuge und ihrer Motoren, sondern auch des Zubehörs: der elektrischen Ausrüstung, der Navigationsinstrumente und all der anderen raffinierten Geräte, die aus dem Flugzeug eine hochkomplizierte Maschinerie haben werden lassen, an der Dutzende von Fabriken mitwirken, Tausende von Menschen mitarbeiten. Für alle anderen Waffen gilt dasselbe, mag man nun die Panzerwagen betrachten oder die Artillerie, die Kriegsflotte oder die Nachrichtentruppe — überall ist es die verfeinerte Technik, ist es der Vorsprung in der Erfindung und industriellen Fertigung, der zu seinem Teil den deutschen Erfolg erklärt. Auch hier kann nicht von einem Wunder die Rede sein, sondern von dem Ergebnis der höchsten Kräfteanspannung, des zugleich rationellsten und rücksichtslosesten Einsatzes aller geistigen und materiellen Möglichkeiten, die die Industrie und die in ihr tätigen Menschen aufgeboten haben.

In diesem Sinne hat es sich also — um bei der Elektrotechnik zu bleiben — wirklich gelohnt, daß Deutschland mit größten Anstrengungen in der Rangliste der elektrotechnischen Erzeuger seit Anbeginn sich in der vordersten Reihe gehalten, ja in vieler Hinsicht eine unbestrittene Spitzenstellung erobert hat. Ganz im Gegensatz zu England und Frankreich, die der große Aufschwung der Elektrotechnik eigentlich bereits in einem gewissen Ermüdungsstadium antraf. Das gilt besonders für England, das auf diesem Gebiet weder originale Leistungen noch solche des Mithaltens vorzuweisen hat. Die Folge davon ist, daß die Engländer auch in den elektrotechnischen Spezialitäten der Rüstung ihre Unterlegenheit zu spüren bekommen und hier wie auch ganz allgemein auf dem „Spannungsfeld" des internationalen elektrotechnischen Wettbewerbs nicht auf die Überlegenheit bauen können, wie sie die deutsche industrielle Rüstung in der großen machtpolitischen Auseinandersetzung ins Treffen führen kann.

Es ist ja überhaupt das erstemal, daß in einem Krieg die

Elektrotechnik mitzureden hat. 1914 bis 1918 spielte sie in der Waffentechnik kaum eine Rolle, und was sie sonst vor 1914 vollbracht hatte, das waren keine Aufgaben, die auch im Kriege bestehen blieben. Ganz anders heute. Schon die bloße Tatsache, daß die elektrotechnischen Industrien jetzt nach wie vor voll beschäftigt sind, mit Aufgaben, die kaum andere sind als im Frieden, lehrt ohne weiteres, wie die Elektrotechnik als eines der interessantesten Beispiele dafür gelten darf, in welche Tiefenzonen der Wirtschaft, der Arbeit der moderne Krieg hineinragt. Es liegt auf der Hand, daß diese Tiefenwirkung auf der anderen Seite einen um so größeren Bedarf an Arbeitskräften auslöst, die für auf die Kriegsdauer selbst begrenzte Aufgaben benötigt werden. Infolgedessen müssen die gewaltsamen Zusammenpressungen anderer Wirtschaftszweige desto kräftiger gehandhabt werden. Denn wenn an sich der Kreis der umzustellenden Industrien sich verengt, weil, wie das Beispiel der Elektrotechnik zeigt, an manchen Stellen die im Frieden geleistete Arbeit auch im Kriege fortgesetzt werden muß, so muß die Umstellung oder Auskämmung dort, wo sie möglich ist, desto kompromißloser durchgeführt werden — zugunsten der Industriezweige, die für die Rüstung im engeren wie im weiteren Sinne arbeiten. Dazu gehört heute vor allem auch die Elektrotechnik — denn wir erleben, zum ersten Male, den elektrifizierten Krieg.

III. Woran die anderen scheiterten

Die Hintergründe des französischen Zusammenbruchs

Die kriegswirtschaftliche Entwicklung hat nicht nur Deutschlands überragende Stärke offenbart, sondern sie hat zugleich im System und in der Verfassung der gegnerischen Länder so tiefsitzende und so verhängnisvolle Schwächen offenbart, daß man sich immer wieder an den Kopf greifen mußte — träumten wir oder war es wirklich Tatsache — daß die „anderen" so gar nichts aus dem deutschen Beispiel gelernt hatten?

Angesichts des Tempos, in dem sich der französische Zusammenbruch vollzog, verstand man das lähmende Entsetzen, das in Frankreich herrschte, begriff man aber auch die Überraschung, die in der ganzen Welt durch diesen blitzartigen Verfallsprozeß ausgelöst wurde. Die wirtschaftlichen Hintergründe mochten damals manchem weniger interessant erscheinen, aber es liegt in ihnen doch der Schlüssel zum Verständnis, wenigstens eine teilweise Erklärung für die Tatsache, daß Frankreichs Niederlage, wie sie sich seit dem 10. Mai vollzogen hat, geradezu an den Zusammensturz eines Kartenhauses erinnern könnte. Die Tatsache, daß Frankreich wenige Tage nach dem Beginn der deutschen Westoffensive eines seiner wichtigsten Industriereviere lahmgelegt sah, indem die nördlichen Departements ausfielen, genügt allein keineswegs zur Erklärung des Ruins, der sich dann anschloß. Die wahren Gründe liegen viel tiefer, und zwar wohl hauptsächlich in drei Faktoren: in der Menschenfrage, in der Organisation und in einer gewissen geistigen Ermüdung.

Das Bevölkerungsproblem ist nun schon seit Jahrzehnten Frankreichs große Sorge, eigentlich sogar schon seit Napoleons Zeiten. Im siebzehnten Jahrhundert entfielen von der europäischen Bevölkerung annähernd 25 Prozent auf Frankreich,

jetzt aber sind es nur noch 8 Prozent. Eine Mobilisierung von vier oder fünf Millionen Männern mußte daher in der französischen Volkswirtschaft zu um so ernsteren Störungen führen, als gerade die wichtigsten Industriezweige ohnehin dauernd mit dem Menschenmangel zu kämpfen hatten. Der Arbeitermangel verhinderte seit langem eine Produktionssteigerung der französischen Industrie, wobei gerade die rüstungswichtigen Grundstoffindustrien am stärksten unter der Unmöglichkeit litten, ihre Gefolgschaften zu vermehren.

Muß es nicht wie eine Ironie des Schicksals wirken, daß ausgerechnet Frankreich, das Land, das als einziges in Europa zugleich über reiche Kohlen- und Erzvorräte verfügt, es nicht fertigbrachte, mit seiner Eisenindustrie sich einen besseren Platz in der Rangliste der Produzenten zu erarbeiten? Die Bedeutung gerade dieser Frage für die Kriegswirtschaft liegt ohne weiteres auf der Hand. Wirkt es nicht auf den ersten Blick geradezu wie ein Rätsel, daß dieses an Bodenschätzen so reiche Frankreich zusammen mit dem alten Eisenland England nicht in der Lage war, zu verhindern, daß Deutschlands Stahlerzeugung ganz erheblich über die zusammengenommene Produktion der Feindmächte hinauswuchs? Diese Tatsache, an der Frankreich und England gleichermaßen schuld waren, wirkt immer wieder wie ein Symbol, wie das vielsagende Gleichnis ihrer wirtschaftlichen Unterlegenheit.

Die französische Wirtschaft hat eigentlich in der ganzen Zeit nach dem Weltkrieg, nachdem die kurze Wiederaufbaukonjunktur verpufft war, keinen rechten Absprung mehr finden können. Frankreich ist das einzige Land der Welt gewesen, das nach der Krise von 1931/32 niemals wieder die industriellen Produktionsziffern der guten Jahre 1928 und 1929 erreichen konnte; der Index der französischen Gütererzeugung ist ständig der niedrigste unter allen gleichartigen internationalen Kennziffern geblieben. Vielleicht wäre es der französischen Wirtschaft trotz des Menschenmangels noch möglich gewesen, eine Leistungssteigerung zu erzielen, wenn Staat und Unternehmerschaft nicht auch den Problemen der Organisation und Rationalisierung mit einer gewissen Hilflosigkeit gegenübergestanden

hätten. In diese Fragen spielten natürlich die politischen Strukturprobleme hinein: in einem Lande, das dauernd die Regierung wechselte, sind eben doch keine langfristigen Dispositionen möglich gewesen. Damit entfiel aber zugleich auch der Anreiz für technische Verbesserungen, und dies wiederum hat offenbar die geistige Beweglichkeit und die technische Bereitschaft der französischen Wirtschaft so stark in Mitleidenschaft gezogen, daß jene Ermüdungserscheinungen auftraten, von denen wir eingangs sprachen.

Warum stammt denn keine der großen Erfindungen der letzten vierzig Jahre von einem Franzosen? Warum sind es, in der Elektrotechnik wie in der Chemie, in der Waffentechnik und auf allen anderen aktuellen Gebieten, niemals die französischen Industriellen und Gelehrten gewesen, die den Fortschritt geboren haben? Die Frage beantwortet sich von selbst? Frankreich war erschöpft. Das traditionell so reiche Land hat es erleben müssen, daß Reichtum trügerisch wird, wenn er nicht fortgesetzt von neuem erarbeitet wird. In einem Lande, auf das wie auf kein anderes das Wort vom „Kapitalistenstreik" zutraf und in dem das Rentnerideal des fünfzigjährigen Mannes gepriesen wurde, konnte der Stillstand nicht ausbleiben. Die Volksfront hatte mit der allgemeinen Verkürzung der Arbeitszeit dem französischen Volk ein Geschenk gemacht, wie es nicht schlimmer sein konnte. Damals schien Frankreichs politische Kurzsichtigkeit sich geradezu zur Blindheit zu verschlimmern. In einem Lande mit rückläufiger Bevölkerungsziffer und technischem Stillstand die Arbeitszeit verkürzen, das hieß durch Produktionseinschränkung die Lebenshaltung des Volkes verschlechtern.

Vielleicht war dieses unglückliche Experiment der Volksfront auf Frankreichs verfehlter Bahn der entscheidende Schritt. Als man ihn rückgängig machen wollte, war es schon zu spät. Es kam dann die Zeit, in der alle Pläne scheiterten. Daß es beispielsweise nicht gelang, in der Flugzeugproduktion auch nur die Hälfte der projektierten Ziffern zu erreichen, das war eine der bezeichnenden Illustrationen für die französische Produktionsschwäche. Keine Facharbeiter, mangelnde Organisation,

keine Ingenieurtalente, die trotz aller Hemmnisse die Wege hätten weisen können, um der Schwierigkeiten Herr zu werden.

So hat sich Frankreichs Schicksal, von der wirtschaftlichen Seite her betrachtet, folgerichtig erfüllt. Der Franzose ist von Deutschlands Wehrmacht militärisch besiegt, aber auch vom fleißigen deutschen Arbeiter und vom tüchtigen deutschen Unternehmer geschlagen worden. Schon im Krieg der Fabriken, der lange vor dem Krieg der Waffen begann, war Frankreich besiegt worden.

Besuch in Le Creusot

Schneider & Cie., Le Creusot — ein Firmenname, der bis vor nicht allzu langer Zeit die Welt faszinierte und der auch heute noch als ein Symbol der Kriegsindustrie gilt. Der Ruhm dieses französischen Kanonenkönigs war ein internationales Faktum: in Schneider-Creusot schien sich die rüstungswirtschaftliche Potenz der vormals „größten Militärmacht der Welt“ zu manifestieren, und, wenn wir ehrlich sein wollen, wir sind selbst in Deutschland von diesem Zauber befangen gewesen, den der „Krupp Frankreichs“ ausstrahlte.

In der Nähe sehen die Dinge etwas anders aus. Es wird über Le Creusot so viel gesprochen, aber kaum einer kennt die abseitige Gegend oder gar den Betrieb selbst. Wir kamen von Dijon aus nach Le Creusot, über Beaune und durch die Côte d'Or, den Landstrich, der gleichsam eine Weinkartenreise verkörpert: Chambertin, Nuits Saint-Georges, Beaune, Pommard — die Ortsschilder der burgundischen Landschaft, durch die der Weg nach Le Creusot führt, sind die friedlich-freundlichen Künder der Herkünfte guter und bester Tropfen, und auch um Le Creusot selbst hat die wellige und für französische Verhältnisse waldreiche Landschaft nichts, was etwa an das Ruhrrevier, an sein Zentrum wenigstens, etwa an die Gegend von Gelsenkirchen, erinnern könnte.

Man muß sich überhaupt freimachen von den Vergleichen, die einem immer wieder aufgedrängt werden. Die Firma Schneider ist etwas ganz anderes als unsere schwerindustriellen Konzerne. Das gilt sowohl hinsichtlich der Größenanordnungen wie auch des Aufbaues und des Wirkungskreises. Wer sich viel mit den Dingen der Schwerindustrie beschäftigt hat, dem fällt vor allem eines sofort auf: es fehlt die Verwirklichung des sogenannten Vertikalprinzips, jene Geschlossenheit und Breite des schwerindustriellen Aufbaues, die es vor allem gewesen ist, die der deutschen (und übrigens auch der amerikanischen) Schwerindustrie zu ihren Erfolgen verholfen hat.

Um es im einzelnen genauer zu sagen: Krupp in Essen zum Beispiel, unsere größte Waffenschmiede, gründet sich auf eine eigene Kohlenbasis, auf eine gewaltige Roheisen- und Rohstahlerzeugung, auf ein Walzwerkprogramm, das weitreichend und umfassend ist, und auf eine Friedensfertigung größten Stils in Eisenerzeugung und Eisenverarbeitung, und zwar in sehr vielseitigen Zweigen. Bei Schneider sieht es ganz anders aus. Die Firma hat nur zwei ganz unbedeutende Kohlenzechen, sie hat eine völlig unzulängliche Roheisenbasis, eine Stahlkapazität, die nicht einmal ein Sechstel derjenigen des Essener Konzerns erreicht, die aber anderseits zu groß ist für die eigene Verarbeitung; die Walzwerkkapazität ist mit der Leistungsfähigkeit unserer Rhein-Ruhr-Konzerne überhaupt nicht in Vergleich zu setzen; die Gefolgschaft schließlich der beiden Werke in Le Creusot, die vor Kriegsausbruch sich auf etwa 13 000 Mann stellte, macht ebenfalls nur einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil der Ziffern aus, wie sie die deutschen schwerindustriellen Konzerne mit ihren Gefolgschaftszahlen erreichen.

Le Creusot ist also, aus der Entfernung gesehen, offensichtlich bisher überschätzt worden. Aber damit ist nicht gesagt, daß es sich nicht doch um einen wichtigen und interessanten Betrieb handelt, richtiger um zwei Betriebe, denn neben der größten Fabrik in Le Creusot selbst, die ein (allerdings nur kleines) Hochofenwerk, ein Stahlwerk, eine Schmiede, verschiedene Walzwerke und mechanische Werkstätten umfaßt,

liegt der Betrieb in Le Breuil, eine Stahlgießerei mit Walzwerken und ebenfalls mechanischen Werkstätten. In Le Creusot ist der Großmaschinenbau zu Hause: Turbinen werden hier gebaut, Lokomotiven, Dieselmotoren und Gasmaschinen; daneben erfolgt hier die Herstellung und Bearbeitung von schweren und schwersten Preß- und Schmiedeteilen sowie von Grauguß und Stahlguß, wie sie für die Bearbeitung von Geschützrohren, Panzertürmen, Kampfwagenteilen und so weiter gebraucht werden. Das Werk in Le Breuil hat fast ausschließlich Kriegsmaterial fabriziert: Bomben, Kurbelwellen, U-Boot-Maschinen, Geschütztürme und ähnliches.

Der Maschinenpark zur Bearbeitung schwerster Stücke stellt für französische Verhältnisse etwas Einzigartiges dar, und insofern ist die Bedeutung der Schneider-Werke doch durchaus nicht zu unterschätzen. Aber man gewinnt den Eindruck, daß auch Schneider, wie ganz Frankreich, sich auf den Weltkriegslorbeeren ausgeruht hatte und daß die Gesamtleistung der Fabriken keineswegs die nach deutschen Maßstäben an sich vorhandenen Möglichkeiten erreicht hat. Zweifellos leisten die Franzosen — wobei allerdings angemerkt werden muß, daß die Gefolgschaften gerade in Le Creusot ein Völkergemisch darstellen: Tschechen, Polen, auch Italiener, sind zahlenmäßig zusammen zuletzt fast noch wichtiger gewesen als die Franzosen — in Einzeldingen vorzügliche Arbeit, im Stahlguß beispielsweise und in der Bearbeitung großer Einheiten geradezu Kunststücke, aber woran es fehlt, das ist die zweckvolle Abstimmung von Konstruktion und Fertigung auf die Massenleistung, die Betriebsorganisation, die die Arbeit überhaupt erst im eigentlichen Sinne fruchtbar werden läßt. In einem gewissen Zusammenhang damit stehen echt französische Gewohnheiten, aus dem vollen zu arbeiten, und zwar buchstäblich und bildlich. Bei der Herstellung von Geschützrohren konnte man in Le Creusot Fabrikationsmethoden sehen, die für unsere Begriffe eine unendliche Verschwendung von Material und Arbeit darstellen: Acht-Zentimeter-Rohre wurden aus den vollen Rohlingen herausgebohrt, ein Verfahren, das in der deutschen Fabrikation kaum noch angewendet wird,

weil man mit der Bearbeitung hohlgeschmiedeter Körper die fünf- oder zehnfache Leistung erzielt — unter gleichzeitiger riesiger Materialersparnis.

Aber das „Sparen“ hat der Franzose ja überhaupt nie gekannt, wenigstens nicht im Materialeinsatz. Auf Schritt und Tritt kann man dies in der französischen Industrie beobachten, mag es sich nun um die Stahlverarbeitung handeln, um Buntmetalle oder was sonst immer. Auch in den Stahllegierungen hat die französische Rüstungsindustrie an Methoden festgehalten, die viel Geld, viel Devisen kosteten, während wir in Deutschland längst zu Legierungen übergegangen waren, die genau denselben Anforderungen standhielten, aber bei denen doch schon das Sparen groß geschrieben wurde; in dieser Hinsicht hätten sich die Franzosen sogar an den USA. ein Beispiel nehmen können, die doch gewiß keine Devisensorgen hatten und haben.

Bei all dem sollen indessen die Leistungen von Le Creusot nicht verkleinert werden. Es ist im ganzen doch ein Werkskomplex, der, richtig eingesetzt, zu guter Leistung fähig ist, und es ist selbstverständlich, daß im Interesse des französischen Arbeitseinsatzes alles geschieht, um die Kapazität der Betriebe in zweckvoller Weise einzusetzen. Die Zahl der Gefolgschaftsmitglieder ist im Laufe der Monate seit der Besetzung fortgesetzt gestiegen. Die Fabrikanlagen waren ja nach dem rasanten Einmarsch völlig unbeschädigt vorgefunden worden, und die Vorräte an Roheisen sowie an Halbzeug gestatteten zunächst einen reibungslosen Betrieb. Der deutsche Ingenieur sieht manchen Mangel, manche Rückständigkeit. Verglichen mit unseren schwerindustriellen Werken, die in ihrer Verkoppelung mit der Kohle und der Kohlenchemie, mit der Energie- und Wärmewirtschaft und mit der Eisen- und Stahlerzeugung wie auch mit der Weiterverarbeitung ein Höchstmaß von Rationalität verwirklicht haben, wirkt Le Creusot, ohne Gasfeuerung, ohne eigene Stromerzeugung, ohne Abstimmung der Betriebe und der Kapazitäten auf den einzelnen Erzeugungsstufen, durchaus nicht als ein modernes Werk.

Auch auf diese Weise korrigieren sich also alte Vorstellungen vom Glanz und von der Bedeutung der Schneiderschen Betriebe. Aber man braucht auch nicht in gegenteilige Übertreibungen zu verfallen: Le Creusot ist beileibe keine „Quetsche“, sondern es ist ein Komplex, der seine guten Seiten hat, die für den Wiederaufbau eingesetzt werden.

Hinter der Fassade der polnischen Wirtschaft

Herbst 1939. Besuch in Lodsch, wie das jetzige Litzmannstadt damals noch hieß. „Polonia Palace“ — so nennt sich das Hotel, in dem wir untergebracht sind. Ich habe Zimmer Nr. 525. Also ein Mammut- und Prachthotel? Das Gegenteil ist der Fall. Ein häßlicher, fünf Stock hoher Kasten, mit nur zehn oder zwölf Zimmern auf jeder Etage. Der Name ist pure Fassade, und die Zimmernummer ist es auch. Die Fahrstuhltür ist dick vergoldet, aber Alter und Schmutz haben das Gold überkrustet. Dieses Hotelchen mit seinen dürftigen Zimmern wirkt wie ein Symbol Polens, ein Symbol der polnischen Wirtschaft. „Palace“ ist hier, was wir im Reich höchstens als drittrangigen, verwahrlosten Gasthof ansehen würden.

Das Hotel steht in einer Stadt mit 650 000 Einwohnern, einer Stadt von der Größe Leipzigs oder Essens. Was soll man dazu sagen, daß diese Stadt keine Kanalisation hatte, daß es nicht einmal eine Wasserleitung gab, daß sich nur in jedem zehnten Hause ein Klosett befand? Wer aus dem Reich in diese Stadt kommt, wer den Osten noch nicht kennt, dem erscheint all das völlig unglaubhaft. Und doch ist das Hotel „Polonia Palace“ nur ein Ausschnitt aus dem ganzen Bild der polnischen Wirtschaft, aus einer Zivilisation, die eigentlich nicht viel mehr als eine Kulisse ist. Hinter dieser Kulisse ist entweder nichts, oder wo etwas ist, da ist es nichts Polnisches.

„Die polnische Wirtschaft“, die „polnische Industrie“, das gab es nämlich so gut wie gar nicht, jedenfalls nicht im Sinne

polnischen Unternehmertums. In einer der größten Litzmannstädter Textilfabriken sah ich einen bedruckten Baumwollstoff, der ein Blatt- und Blumenmuster trug, wie es die Bauersfrauen als Kopftücher benutzen. Auf dem Musterbuch las ich den Namen „Bimbaum", eine alte deutsche volkstümliche Pflanzenbezeichnung. Die Litzmannstädter Textilindustrie ist nämlich, wie bekannt, kein polnisches Gewächs, sondern sie stammt aus Deutschland. Und soweit es nicht Volksdeutsche sind, die hier als Textilfabrikanten tätig sind, waren es die Juden.

Eine grobe Schätzung der Einflußverhältnisse in der polnischen Industriewirtschaft kam zu dem Ergebnis, daß nur etwa ein Viertel der Industrie polnisch war, aber etwa ein Drittel deutsch und ein weiteres Drittel jüdisch; in den Rest teilte sich fremdes Kapital, englischer, französischer, belgischer, italienischer und schweizerischer Einfluß. Schon in diesem Sinne also gab es eigentlich sozusagen nur Spuren einer polnischen Industriewirtschaft. Wie Litzmannstadt das Werk deutscher Unternehmer ist — es hat ja nicht nur in Westeuropa die große Industrialisierungsperiode des neunzehnten Jahrhunderts gegeben, sondern auch der ganze Osten wurde von ihr erfaßt, und gerade hier war es das deutsche Element, das den Vortrupp stellte, das die Pionierleistungen vollbrachte —, so ist es ebenfalls und erst recht in Oberschlesien der deutsche Unternehmer gewesen, der im polnischen Lande überhaupt erst die Anfänge der Industrialisierung gelegt hat. Nach ihm kamen die Juden, dann erst die Polen selbst — soweit sie überhaupt konstruktive Leistungen zustande gebracht haben. Meist ist es bei der Fassade geblieben.

Es scheint zum polnischen Nationalcharakter zu gehören, daß die Menschen alles sozusagen nur zur Hälfte tun. Ihr Impetus erlahmt mitten im Werk — und dann läßt man alles laufen, wie es läuft. Gerade die Textilindustrie wie die Schwerindustrie bieten dafür die besten Beispiele. Bei dem Vorherrschen der Baumwollindustrie war es kein Wunder, daß die Textilindustrie Polens immer stärker in Auslandsabhängigkeit geriet, aber es ist niemals versucht worden, aus dieser Enge herauszukommen. Polen mit seinen großen Wäldern wäre von

Natur aus das gegebene Land der Kunstfaserherstellung auf Zellulosebasis gewesen, aber es gab in ganz Polen nur eine einzige Kunstseiden- und Zellwollefabrik mit ungenügender Leistungsfähigkeit, und dieses Werk haben Belgier erbaut!

Was in Ostoberschlesien geleistet oder besser versäumt worden ist, das ist schon des öfteren erzählt worden. Als die Polen Ostoberschlesien erhielten, stellte sich dort die Kohlenförderung auf über 30 Millionen Tonnen. Die Polen haben diese Ziffer nie wieder erreicht, nicht einmal in den Jahren, als alle Welt sich um Kohlen riß. In Westoberschlesien aber, im deutschen Teil des Reviers, ist die Steinkohlenförderung von 1921 bis 1938 von 8,5 auf 26,5 Millionen Tonnen gestiegen. Deutlicher läßt sich kaum zeigen, wie die Polen es versäumt haben, die Chance zu nutzen, die sich ihnen bot. Dabei waren die natürlichen Vorbedingungen denkbar günstig. Es finden sich in Ostoberschlesien geologische Verhältnisse wie an keiner anderen Stelle des Kontinents: Flöze von einer Mächtigkeit bis zu 15 Meter, und dies in einer Tiefe von nur wenig mehr als 200 Meter. Für den Bergmann bedeuten solche Ziffern ein großes Glück — aber die polnische Wirtschaft verstand es nicht zu nutzen und nicht zu halten.

In der Eisenindustrie sah es nicht viel anders aus. Auch hier hatten die Polen es nicht verstanden, die Zeichen der Zeit zu sehen. Keine Produktionssteigerung, kein ernsthafter Versuch, sich in der Rohstoffversorgung sicherzustellen, empfindliche Abhängigkeit ganz besonders vom ausländischen Schrott, also von der Versorgung mit dem diffizilsten Rohstoff, den es auf dem internationalen Markt gibt — auch das ist eine schlechte Bilanz der polnischen Wirtschaft gewesen.

In den polnischen Städten, den kleinen wie den großen, hat fast jedes Haus, auch das ärmlichste, eine erleuchtete Hausnummer. Das scheint wichtiger zu sein als die Kanalisation. Auch das ist bezeichnend für die Politik der Fassade. Es ist ja auch kein Zufall, daß Polen das autoärmste Land Europas war, an Kraftfahrzeugen sogar noch ärmer als das unwegsame Jugoslawien, obwohl doch die weite, flache polnische Landschaft der Motorisierung die denkbar besten Chancen hätte

bieten können. Die Polen genießen den traurigen Vorzug, daß ihr Land unter allen europäischen Staaten das einzige ist, dessen Kraftfahrzeugbestand in den letzten Jahren sogar zurückgegangen ist.

Ein seltsames Land! Seine Probleme sind gar nicht zu fassen, alles entzieht sich dem Zupacken. Man sinnt über die polnische Industrie nach, aber es stellt sich heraus, daß es in den wenigsten Fällen die Polen selbst sind, die die Industriellen stellten. Wo es der Fall war, da sahen wir kaum etwas anderes als Halbheiten. Auch wo der Staat sich in die Wirtschaft hineinbegab, war es nicht anders. Als die Polen die preußischen Staatszechen in Ostoberschlesien in die Hand bekamen, konnten sie sich nicht dazu aufschwingen, den Staat selbst als Unternehmer arbeiten zu lassen, sondern sie verpachteten die Gruben an eine französische Gesellschaft. Diese hat einen ausgesprochenen Raubbau betrieben, und letzten Endes hat der Staat sich selbst damit um Millionen Tonnen Kohle gebracht. Weiter aber: Man hatte für den Kohlenexport die berühmte Bahn von Kattowitz nach Gdingen gebaut, an und für sich keine schlechte Idee, jedoch hat man sie eingleisig gebaut, so daß auch dies ein Fragment blieb, eine Fassade von ungenügender Leistungsfähigkeit; man hat auch hier wieder nur die Hälfte getan und sich nie zur Vollendung aufraffen können.

Das alles sind nur ein paar schmale Ausschnitte aus dem Kapitel „Polnische Wirtschaft". Halbheiten, Fassadenpolitik, keine eigene Initiative. Wenn die Wirtschaft eines Volkes sein Charakterspiegel ist, so sah der Pole in diesem Spiegel kein schmeichelhaftes Bild. Dieser Staat konnte keinen Krieg der Fabriken gegen das starke Deutschland führen, und schon aus diesem Grunde stürzte er so rasch zusammen.

Warum England der Atem ausgeht

England kämpft den Kampf der Verzweiflung gegen die deutschen Waffen. England zeigt Anzeichen der Schwäche, rein äußerlich am deutlichsten in finanzieller Hinsicht. Aber das ist nur die „andere Seite“ einer Ermüdung in bezug auf Wichtigeres. Das Geld und die Finanzpolitik sind nicht das Entscheidende. Hinter ihnen steht die Arbeit, die Produktionskraft der Nation. Die englischen Kapitalanlagen im Ausland sind vor Jahrzehnten von der Industrie und von den Kaufleuten erarbeitet worden. Englands Weltmacht beruhte auf der Stärke der heimischen Wirtschaft: die Industrien des Inselreichs waren es, die die Weltgeltung Englands begründeten. Das Wesen eines solchen Weltreichs liegt nicht einmal so sehr darin, daß man draußen Besitz hat und ihn verwaltet, sondern in den Geschäftsmöglichkeiten, die sich der heimischen Wirtschaft laufend dadurch bieten, daß draußen investiert, gebaut und gearbeitet wird. Besitz in der Welt und heimische Wirtschaftskraft stellen so ein unteilbares Ganzes dar, dessen Blühen aber entscheidend davon abhängig ist, daß die heimische Wirtschaft auf der Höhe bleibt, daß ihre Leistungen nicht von anderen Wirtschaftsmächten überholt werden.

Auch ein Weltreich will immer von neuem erarbeitet werden — durch die Wirtschaftsleistung der Heimat. Ausruhen gibt es hier nicht, und das Wort vom Erbe der Väter, das man erwerben muß, um es zu besitzen, erweist hier wieder einmal seinen tiefen Sinn. Diese Wahrheiten werden durch die Geschichte der englischen Wirtschaft erhärtet. England und sein Reich wuchsen und wurden groß in der Zeit großer Leistungen der englischen Industrie. Es waren große Erfinder, wie Watt, Stephenson und Bessemer, die Englands Industrie hochbrachten: sie legten den Grundstein zum britischen Weltreich. Watt, Stephenson und Bessemer — diese drei als typische Repräsentanten der technischen und industriellen Karriere Englands — schufen die Grundlagen, auf denen Englands Wirtschaftsmacht aufgebaut wurde, auf denen Kohlenbergbau, Eisen- und Stahlindustrie und der Maschinenbau heranwuchsen,

drei Pfeiler der englischen Weltgeltung, denn mit englischer Kohle, englischem Stahl und englischen Maschinen wurde dann im neunzehnten Jahrhundert die ganze Welt beliefert. Aber nur so lange, wie die englische Industrie im internationalen Wettbewerb an der Spitze blieb.

In der ganzen Welt trifft man auch heute noch auf die Vorstellung, England stelle nach wie vor die größte Industriemacht der Welt dar. Aber das ist schon lange nicht mehr wahr. Schon etwa seit der Jahrhundertwende ist England in dieser Hinsicht entthront, und wenn die meisten Menschen das bis heute noch nicht wissen, so liegt dies nur an einer merkwürdigen Phasenverschiebung, wie sie nun einmal zwischen der Wirklichkeit und der Geltung besteht, zwischen den Dingen, wie sie sind und wie die Leute sie sehen.

Machen wir uns doch einmal klar, worauf eigentlich die Weltgeltung eines Industrielandes beruht: auf Investitionsgüterindustrien, auf den Industriezweigen, die Produktionsanlagen herstellen: Maschinen, Kraftwerke, Bahnbauten, Eisenwerke, Metallschmelzen, chemische Anlagen — wer die Ausrüstung liefert, der kann den Anspruch auf den Titel der Industrie-Weltmacht erheben. Schon seit Jahrzehnten steht England in dieser Hinsicht nicht mehr an der Spitze, sondern es hat seinen Platz an Deutschland und die USA. abgetreten. Vor siebzig Jahren erzeugte Großbritannien zehnmal so viel Stahl wie Deutschland; 1900 hatte Deutschland die englischen Stahlproduktionsziffern erreicht, 1913 machte es fast fünfzig Prozent mehr Stahl als England; heute übertrifft die Leistungsfähigkeit der in Deutschland arbeitenden Stahlwerke diejenige der englischen um das Doppelte, und wenn wir hinzurechnen, was uns in den besetzten Gebieten an Stahlkapazität zur Verfügung steht, so kommen wir gut auf das Dreifache.

Nun ist aber der Stahl — man muß es immer wieder sagen — die wichtigste Grundlage, die unerläßliche Voraussetzung der Investitionsgüterindustrien. Ohne Stahl keine Technik der Massenproduktion, ohne Stahl keine industrielle Weltmacht, ohne Stahl vor allem auch keine Rüstungsindustrie. Deshalb ist Englands Versagen in der Stahlindustrie — es steht heute

an der vierten Stelle in der Weltrangliste und ist zu einem Stahl-Einfuhrland geworden; vor sechzig Jahren hatte es die ganze Welt mit Stahl versorgt — das greifbarste Symbol des englischen Niederganges und zugleich auch materiell die wichtigste Seite seines Abstiegs. In den achtziger Jahren raffte England sich zum letzten Male zu einer großen eisenindustriellen Leistung auf. Damals erfand der Londoner Gerichtsschreiber Sidney Gilchrist Thomas das nach ihm benannte Verfahren der Stahlgewinnung, das zum ersten Male die Verwendung phosphorhaltiger Erze ermöglichte und damit der Eisenindustrie ganz neue Möglichkeiten erschloß. Genutzt worden ist dieses Verfahren aber nur von Deutschland, das sich damit die lothringischen Erze erschloß. England selbst kümmerte sich nicht weiter um das neue Verfahren.

So dokumentierten die Engländer selbst ihre Entschlußlosigkeit und ihr Unvermögen, die Spitze zu halten. Drüben erinnerte man sich erst 1934 des Thomasverfahrens, erst vor wenigen Jahren also. Man baute dann doch ein Eisen- und Stahlwerk in Mittelengland, das das Thomasverfahren benutzt. Die Einrichtungen dieses Werkes, die Maschinen und Apparate zur Eisen- und Stahlgewinnung lieferte — eine deutsche Firma!

Englands industrielle Spitzenstellung gehört also längst der Vergangenheit an. Auf der einen Seite ist damit auch die Grundlage der internationalen Betätigung zum mindesten untergraben, und zum andern mußte die industrielle Ermüdung auch die finanzielle Weltherrschaft gefährden. Denn der Reichtum, die Kapitalansammlung entsteht nur aus der Arbeit, aus der Tüchtigkeit, aus rastlosem Schaffen — nicht aus dem Verwalten des Ererbten. Das kann man bestenfalls einige Zeit halten, dann entgleitet es doch, und es verhält sich damit im Leben der Völker nicht anders als im Leben der Familien, der Generationen. Reichtum bleibt nur, wo er unaufhörlich von neuem erarbeitet wird, und gerade daran haben die Engländer es fehlen lassen.

Deutschlands Industrieproduktion ist nun schon seit Jahrzehnten größer als die englische. In die neuen Industrien, in die Chemie und in die Elektrotechnik, sind die Engländer

überhaupt nicht mehr richtig hineingekommen; als es mit diesen Dingen anhub, waren sie schon zu langsam, und dann fanden sie den Anschluß nicht mehr. In Leichtmetallen übersteigt die deutsche Produktion die englische wohl fast um das Achtfache oder noch mehr, und so ließen sich weitere Beispiele in großer Zahl anführen, alles Sinnbilder der englischen Unterlegenheit. England ist müde und bequem geworden. Hier liegt die Wurzel der englischen Nöte. Mit der gestiegenen Macht der deutschen Gütererzeugung, mit Fleiß und Talenten einer genial geführten Arbeit von achtzig Millionen Menschen kann England, das kleinere Volk, die weniger fleißige Arbeit, die ermüdete Nation, nicht mehr konkurrieren. Daran ändert die alte Weltgeltung nichts. Sie wird zusammenbrechen.

IV. Das wirtschaftliche Erfolgssystem

Kanonen oder Butter?

„Ein Wirtschaftssystem erhält seine Rechtfertigung nicht durch Alter oder Tradition, sondern einzig und allein durch den damit erzielten Erfolg." Diese Worte des Reichswirtschaftsministers Walther Funk, gesprochen bei der Eröffnung einer Messe in Königsberg, an einer Stelle, wo sich mitten im Krieg die Bereitschaft Deutschlands zu friedlicher Aufbauarbeit dokumentiert, waren getragen von einem berechtigten Stolz auf die Leistung, die das deutsche Wirtschaftssystem vorweisen kann. Es ist die Leistung, die von der wirtschaftlichen Seite her die Grundlagen für die militärischen und politischen Erfolge geschaffen hat: die Leistung der Wirtschaftsführung wie auch der „Wirtschaft" selbst, der Regierungs- und Selbstverwaltungsstellen wie auch der Arbeiter und Unternehmer. Das Zusammenwirken aller dieser Kräfte unter der entschlossenen politischen Führung hat den wirtschaftlichen Effekt hervorgebracht, die Produktionsleistungen und die technischen und organisatorischen Fortschritte, die von dieser Seite her die Basis gelegt haben für den Einsatz von Menschen und Material im Kriege, für den Erfolg dieses Einsatzes, der zugleich eine Rechtfertigung des deutschen Wirtschaftssystems darstellt.

Es wäre freilich durchaus abwegig, wollte man daraus folgern, daß dieses deutsche Wirtschaftssystem lediglich als eine kriegswirtschaftlich orientierte Leistung gewürdigt werden könnte. Schließlich ist der Krieg kein Selbstzweck, und die Kriegswirtschaft kann es ebensowenig sein. Man täte der deutschen Wirtschaftsführung unrecht, wollte man in ihrem System nur die kriegswirtschaftlichen Züge sehen und anerkennen. Die deutsche Wirtschaftspolitik stand schon lange vor Kriegsausbruch in einem ausgesprochenen Zwischenstadium, im Zeichen jener Bemühungen um die politische und ökonomische

Selbstbehauptung, die sich für alle Eventualitäten rüstete. Deutschland wollte auf niemand anders angewiesen sein; es wollte auch wirtschaftlich einen Zustand erreichen, der es unabhängig machte — wenn es sein mußte! Es mußte sein, und alle Mühen und Verzichte, die Deutschland in Kauf genommen hatte, um sich stark und unabhängig zu machen — „Kanonen statt Butter", so hatte der Reichsmarschall schon vor Jahren das Rezept formuliert — fanden nun ihren Lohn. Das ist der Erfolg des deutschen Wirtschaftssystems, ein Erfolg, den heute niemand mehr anzuzweifeln wagen wird: Deutschland ist wirtschaftlich nicht zu besiegen, es ist sogar aus der wirtschaftlichen Defensive in die Offensive gegangen, und England ist in die Verteidigung gedrängt, längst auch schon in wirtschaftlicher Hinsicht.

Aber darin erschöpft sich das deutsche Wirtschaftssystem nicht. Seine Kriegserfolge sind die Verheißung noch größerer Leistungen in der künftigen Friedenswirtschaft. Was von 1933 bis 1939 und dann im Kriege rein äußerlich dem sogenannten Privatmann am deutschen Wirtschaftssystem am meisten in die Augen sprang und heute noch das wesentlichste äußere Kennzeichen ist, das waren und sind häufig Maßnahmen negativer Art: Einschränkungen des Verbrauchs, Kontingentierung, Drosselung auslandsabhängiger Erzeugung und Versorgung, und was dergleichen mehr ist. Gerade im Krieg sind diese Seiten der Sache natürlich noch mehr in den Vordergrund gerückt, und jeder von uns spürt sie noch mehr als in der Zeit vor 1939. Jeder sieht aber zugleich auch, daß gerade in dieser Hinsicht sich unsere Lage höchst vorteilhaft von den Verhältnissen abhebt, die das deutsche Volk im Weltkrieg 1914 bis 1918 hinnehmen mußte, und in diesem Kontrast liegt allein schon eines der wichtigsten Erfolgssymbole des deutschen Wirtschaftssystems.

Indessen sind das alles doch nur die negativen Seiten, über denen auch der „Privatmann" die positiven nicht übersieht. Sie liegen vor allem darin, daß in einer wirklich beispiellos kurzen Zeit durch eine Produktionssteigerung in allen rüstungswichtigen Wirtschaftszweigen ein kriegswirtschaftliches Pro-

gramm durchgeführt worden ist, das in seinen Dimensionen ohne Vorbild ist. Was in den letzten Jahren von den Rüstungsindustrien im weitesten Sinne, von den kriegswichtigen Wirtschaftszweigen verlangt und geleistet worden ist, davon wird eine spätere Betrachtung im historischen Rückblick eine Vorstellung geben können: was Bergbau und Eisenindustrie, Leichtmetallgewinnung und Chemie, Maschinenbau und Fahrzeugfabrikation, die Stahl- und Metallverarbeitung jeder Art aus den Betrieben herausgeholt haben, das hätten ja sogar die Fachleute der Wirtschaft niemals für möglich gehalten, und das ist zusammen mit den Verzichten, die wir alle zugleich auf uns genommen haben, durch die deutschen Erfolge gewiß nicht zu teuer bezahlt worden.

Die Kriegsprobe hat das deutsche Wirtschaftssystem glänzend bestanden. Bald, nach dem vollen Sieg, wird ihm nun die neue Probe bevorstehen, die friedliche, und dann wird sich vor allem eins zeigen: Die Verzichte, von denen in der Zeit vor dem Krieg und im Krieg der Erfolg des deutschen Wirtschaftssystems begleitet sein mußten, gehören nicht zum Wesen dieses Systems. Die Engländer versuchen immer wieder, der Welt einzureden, dieses deutsche Wirtschaftssystem sei eine Angelegenheit, mit der ihrer Natur nach ein Zug zur verschlechterten Lebenshaltung verknüpft sein müsse. Dieser angebliche „Verelendungsprozeß" ist sogar eines der wichtigsten Propagandainstrumente der Gegenseite, angewandt besonders dann, wenn in den besetzten Gebieten Einschränkungsmaßnahmen verfügt werden müssen. Als ob zu anderen Zeiten die Gegenden, durch die der Krieg gegangen ist, andere Erfahrungen hätten machen können . . .!

Eine solche Betrachtungsweise unterschlägt nicht nur immer wieder die positiven Seiten des deutschen Wirtschaftssystems, seine Erfolge in der kriegswirtschaftlichen Sphäre, sondern sie arbeitet zugleich auch mit dem Trick, die Voraussetzungen zu unterschlagen, unter denen das deutsche Wirtschaftssystem bisher zu arbeiten gezwungen war. Diese Voraussetzungen aber werden sich ja doch nach dem siegreichen Ende des Krieges aufs gründlichste ändern. Deutschland wird dann nicht mehr

wie bis 1939 als boykottiertes Volk auf einem zu engen Lebens- und Wirtschaftsraum, ohne Verfügungsgewalt über wichtige Rohstoffe, dastehen, sondern die Möglichkeiten des unter deutscher Führung zu intensivierenden europäischen Wirtschaftsraums und dazu noch die Renaissance des überseeischen Güteraustausches werden ganz neue Voraussetzungen für die deutsche Wirtschaftssystematik schaffen. Was wir anfassen werden, wird dann nicht mehr irgendwelche Verzichte zum Gegenstück zu haben brauchen, sondern die allgemeine Wohlstandsmehrung, die Hebung des Lebensstandards wird wieder als das eigentliche selbstverständliche Ziel alles Wirtschaftens in den Vordergrund rücken können.

Wir zitieren nochmals Minister Funk: „Deutschland sieht im Welthandel das erwünschte Mittel zur Hebung des Lebensstandards und wird sich an ihm im größtmöglichen Umfang beteiligen . . ." Dann wird der Erfolg des deutschen Wirtschaftssystems ihm in einem neuen Sinne zu der Rechtfertigung verhelfen, die es sich schon durch seine Bewährung im Kriege erstritten hat, nicht durch Alter und Tradition, sondern durch Leistung! Keinen internationalen Vergleich wird diese Leistung zu scheuen brauchen, und sie wird dies auch gar nicht wollen, denn die „Autarkie", die so oft mißverstandene deutsche Verselbständigungspolitik, will ja keine Abschließung und keine Selbstgenügsamkeit, sondern nichts weiter als die Sicherheit für den Ernstfall. Dieses Ziel hat sie erreicht. Das nächste Ziel wird das deutsche Wirtschaftssystem nach dem Kriege erreichen. Dieses nächste Ziel wird der friedenswirtschaftliche Erfolg sein.

Deutschland konserviert seine Industrie

Wenn die deutsche Kriegswirtschaftspolitik in vollständiger Einordnung in die großen politischen Ziele der Kriegführung als oberstes Erfordernis der Kriegswirtschaft eine größtmög-

liche Steigerung der Rüstungsproduktion anstrebt, so bedeutet dies doch nicht ein einfaches Fallenlassen aller anderen Gedanken.

Es kennzeichnet die Elastizität und Entschlußfreiheit der Wirtschaftspolitik, daß sie an Dinge denken kann, die ihre Früchte später tragen werden, nach dem Kriege, nach dem Siege, im zukünftigen Frieden. Deutschland will ja nicht nur den Krieg gewinnen, sondern es will alsdann auch seine friedliche Arbeit wieder aufnehmen und fortsetzen. Deutschland tut also alles, um, soweit es sich mit den kriegswirtschaftlichen Notwendigkeiten vereinen läßt, seinen wirtschaftlichen Apparat „friedensgerüstet" zu erhalten.

Das ist gewiß nicht ganz einfach, denn das Wesen des Krieges besteht, wirtschaftlich betrachtet, darin, daß die Gütererzeugung „umgelenkt" wird, daß möglichst viele Energieströme in die Erzeugung von Kriegsmaterial geleitet werden, womit zwangsläufig eine Vernachlässigung des „zivilen" Bedarfs verknüpft ist, das heißt also Einschränkungen in den Industriezweigen, die für den zivilen Bedarf arbeiten, ja sogar Stillegungen ganzer Betriebe. Es ist in Deutschland nicht in nennenswertem Ausmaß zu solchen Stillegungen gekommen, aber dies liegt lediglich daran, daß erstens einmal der erste Kriegsabschnitt, der polnische Feldzug, so überraschend und schnell zum Abschluß gebracht werden konnte, zum anderen daran, daß in den Wintermonaten sich keine besonders großen militärischen Ereignisse abgespielt hatten, daß weiterhin der Feldzug im Westen ein Blitzsieg wurde. Aber die deutsche Kriegswirtschaftspolitik richtet sich vorsorglich auf eine allgemeine Entwicklung ein, die sich von der bisherigen mehr oder weniger stark abheben kann, und diese Wirtschaftspolitik stellt alle Eventualitäten in ihre Rechnung ein. Wenn es nötig werden sollte, Industriebetriebe in größerer Anzahl zur Stilllegung zu bringen — weil in einer Zeit, da Millionen von Menschen im Heeresdienst sind und weitere Millionen von den kriegswichtigen Industriezweigen dringend gebraucht werden, der Arbeitseinsatz in den zivilen Industrien mit der Zeit sich immer schwieriger gestalten kann —, so muß doch verhütet

werden, daß die stillgelegten Betriebe der Verrottung anheimfallen.

Wenn man die Frage der Kriegsfinanzierung einmal nicht nur von der rein geldlichen Seite her betrachtet, sondern sich die Vorgänge veranschaulicht, wie sie sich hinter dem Geldschleier abspielen, so ist einer der wichtigsten Punkte die Unterlassung der Erneuerungsarbeit in den Industriebetrieben. Unter normalen Verhältnissen wendet die Wirtschaft laufend beträchtliche Summen für die Instandhaltung, Erneuerung und Modernisierung der Betriebe auf. Im Krieg müssen diese Aufwendungen zum Teil oder gänzlich wegfallen, so daß entsprechend große Mittel frei werden, die zur Finanzierung des Krieges, zur Bezahlung der Rüstungsproduktion bereitstehen können. In einem stillgelegten Betrieb werden nun aber nicht nur die Erneuerungsarbeiten unterlassen, sondern es ist darüber hinaus zu befürchten, daß dieser Betrieb überhaupt vor die Hunde geht, daß die Gebäude zerfallen, die Maschinen verrosten, der ganze Apparat unbrauchbar wird. Würde man einer solchen Entwicklung untätig zusehen, so würde man Gefahr laufen, für die spätere Arbeit, für die Fortsetzung der friedlichen Wirtschaft nach dem beendeten Kriege an wichtigen Stellen den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, leitete die deutsche Wirtschaft eine Gemeinschaftshilfe für die zur Stillegung kommenden Betriebe ein. Die Betriebe, die in Gang bleiben, bringen durch eine Umlage die Mittel auf, die erforderlich sind, um die stillgelegten Betriebe nicht verrotten zu lassen, die Maschinen instandzuhalten, die laufenden Kosten, Zinsen und so weiter zu bestreiten, die Betriebe zu „konservieren“. Das Ganze spielt sich unter Beaufsichtigung und Lenkung durch den Staat ab, aber die Durchführung erfolgt im Rahmen der Selbstverwaltungsorganisation. Wieder einmal erlebt Deutschland einen handgreiflichen Beweis für die Vorteile, die ihm das Vorhandensein einer umfassenden Wirtschaftsorganisation bietet. Die Zusammenfassung der einzelnen Industriezweige in Wirtschaftsgruppen mit ihren Untergliederungen und darüber hinaus die Ordnung der gewerblichen Wirtschaft in die großen Reichs-

gruppen der Industrie, des Handels, der Banken und Versicherungen und des Verkehrs schaffen die organisatorischen und materiellen Voraussetzungen, auf denen man bei der Aufbringung und Verteilung der Mittel aufbauen kann, die zu einer Gemeinschaftsaktion dieser Art erforderlich sind. Auch in dieser Hinsicht hat Deutschland vor den Feindstaaten einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung. Wir haben die Möglichkeit, durch die gesamte Wirtschaft die Gelder bereitzustellen, die notwendig sind, um Betriebe, die heute zur Stillegung kommen müssen, doch in latenter Produktionsfähigkeit zu erhalten. Es liegt auf der Hand, daß dies auch eine soziale Angelegenheit von großer Bedeutung ist. Man muß aber die organisatorischen Möglichkeiten haben, um eine solche Aufgabe in Angriff zu nehmen, und diese organisatorischen Möglichkeiten sind heute tatsächlich nur in Deutschland vorhanden. Wenn England auch den Willen hätte, etwas Gleichartiges zu unternehmen, um sich schon jetzt für den Frieden stark zu machen, so würden ihm doch rein organisatorisch die Möglichkeiten hierzu fehlen, und es würden Jahre vergehen, bis diese Voraussetzungen geschaffen werden könnten.

Deutschland hat also auch in dieser Hinsicht ein Plus, das in der neuen Abwandlung den tieferen Sinn des alten Sprichwortes „Zeit ist Geld" bestätigt. Die Organisation der gewerblichen Wirtschaft war nicht als Kriegsrüstung gedacht. Da diese Organisation aber vorhanden und seit Jahren eingespielt ist, vermag sie ohne weiteres für kriegswirtschaftliche Aufgaben eingesetzt zu werden, und darin liegt der deutsche Vorsprung mit allen seinen wirtschaftlichen und sozialen Konsequenzen.

Die Substanz der Betriebe

Die Frage, wie der Industrielle seine Substanz, seinen Betrieb durch den Krieg hindurchbringt, ist keine privatwirtschaftliche Angelegenheit. Abgesehen davon, daß der Krieg überhaupt

eine solche Art der Fragestellung ausschließt, daß er das privatwirtschaftliche Denken ganz allgemein nicht aufheben, aber sozusagen vertagen muß — eine unentrinnbare Notwendigkeit, mag sie auch noch nicht in ihrer vollen Bedeutung Allgemeingut der Erkenntnis geworden sein — abgesehen davon handelt es sich bei dem Schicksal der Industriesubstanz im Kriege um einfache und logische Konsequenzen der volkswirtschaftlichen Umstülpung, die jeder Krieg bedeutet. Die veränderten Relationen von Staats- und Privatbedarf erfordern ein neues Verhältnis von Kriegs- und ziviler Produktion, mit einem Zurückstehen der letzteren und mit allen Folgerungen, die sich daraus ergeben: unvermeidliche Vernachlässigung des Erneuerungsbedarfs, Hinausschieben von Modernisierungen, vielleicht sogar hier und da Erschwerung der Reparaturarbeit, in gewissem Umfang Verzicht auf den technischen Fortschritt, und was dergleichen mehr ist.

Es hat keinen Sinn, eine solche Entwicklung zu beklagen, aber man darf vor ihr auch nicht den Kopf in den Sand stecken. Zwei Erfordernisse, die auf den ersten Blick geradezu eine unvereinbare Antithese zu verkörpern scheinen, stehen sich gegenüber. Versetzen wir uns in die Zeit nach dem gewonnenen Krieg, die Zeit neuer Aufgaben des Friedens, des Aufbaues und der Basisverstärkung. Diese Aufgaben werden gewaltig sein, größer vielleicht als diejenigen von 1933 bis 1939. Die Industrie wird eine ungeheure Arbeitsleistung zu bewältigen haben, im Verkehrswesen, im weiteren Ausbau der Rohstoffgrundlagen, in der Ausfuhr, in der Versorgungswirtschaft — überall wird sich Arbeit bieten, von jener Größe, wie sie die Addition der Siegeraufgaben mit der Bereinigung der Kriegsschäden darstellt. Zu den Kriegsschäden gehört dabei auch (und vor allem) der nicht befriedigte Erneuerungsbedarf der Industrie selbst, von dessen Größenordnungen man sich ein Bild machen kann, wenn man sich an den Zustand von 1918 bis 1923 erinnert. Der Weltkrieg hatte die Industrie in einer Verfassung zurückgelassen, die wahrhaft erschütternd war. Vier Jahre Krieg und die anschließende Elendszeit hatten die Unterlassungssünden in der technischen Entwicklung, in der Industrie wie auch im

Verkehrswesen, zu einem „Debet" anschwellen lassen, dessen Höhe durch den Vergleich mit dem damaligen amerikanischen Fortschritt erst recht in grellster Beleuchtung ins allgemeine Bewußtsein trat — als sichtbarster Ausdruck der Verarmung und Verelendung, des wirtschaftlichen Kräfteverfalls, der industriellen Auszehrung.

In einem gewissen Umfang ist eine solche Auszehrung unvermeidlich. Entsprechend den kriegsfinanziellen Verlagerungsnotwendigkeiten, entsprechend dem Einkommensverzicht des einzelnen verlagern sich auch Produktion und Bedarfsdeckung, und das kann nicht anders vor sich gehen als auf Kosten der Erhaltung und Erneuerung des Produktionsapparates, der Industriebetriebe mit ihren Maschinen und so weiter. Aber es kommt auf den Grad an, den diese Entwicklung erreicht. Ein Pyrrhussieg wäre rein theoretisch auch auf diesem Gebiete vorstellbar; er würde nichts nützen.

Nun stehen wir, gerade weil die Lehren des Weltkrieges nicht vergessen sind und weil wir die güterwirtschaftlichen Zusammenhänge besser zu würdigen wissen, dem Problem, das uns die Antithese von industriellem Erneuerungsverzicht und industriellen Zukunftsaufgaben stellt, keineswegs ratlos gegenüber. Einen wichtigen Schritt bedeutet zum Beispiel die Gemeinschaftsaktion der gewerblichen Wirtschaft, die auf finanzielle Beihilfen für stillgelegte Betriebe abzielt. Die Betriebe, die im Interesse einer rationellen Aufteilung des verbleibenden Auftragsvolumens, ferner wegen der Lage im Arbeitseinsatz stillgelegt werden müssen, sollen nicht verkommen und verrotten, sondern in ihrem technischen Zustand, in ihrer latenten Leistungsfähigkeit erhalten werden, damit sie, wenn der Friede kommt, alsbald wieder laufen, produzieren, Menschen beschäftigen und Güter hervorbringen können. Diese Gemeinschaftshilfe soll also die allerärgsten Schäden der kriegswirtschaftlichen Produktionsverlagerung heilen oder sogar verhüten helfen, soll eine Prophylaxe gegen die äußere Verarmung darstellen, wie sie das Verkommen und Verrotten solcher stillgelegter Industriebetriebe darstellen würde.

Freilich erschöpft sich darin die Aufgabe keineswegs. Die

Gemeinschaftshilfe kann es natürlich nicht verhindern, daß für die im Gang bleibenden Betriebe, für die weiterarbeitenden — und zum Teil noch zu einem Beschäftigungszuwachs kommenden — Industrien die Frage der Erneuerungen, der Reparaturen, der Modernisierungen ebenso ernst werden kann wie für die stillgelegten die Gefahr der Verrottung. Die Industriellen samt allen mit diesen technischen und organisatorischen Dingen im Betrieb und in der Verwaltung, in den Werkstätten und in den Kontoren befaßten Menschen erhalten hier also noch eine neue Aufgabe von höchster Bedeutung gestellt. Der sparsame, vorsichtigste Umgang mit dem Vorhandenen, die behutsamste Anwendung, der rationellste Einsatz des gesamten Produktionsapparats wird zu einer kriegswirtschaftlichen Notwendigkeit allererster Ordnung. Es wird an nicht wenigen Stellen möglich sein, den Grad des Raubbaues, denn ein solcher ist nicht ganz zu vermeiden, niedriger zu halten als die Pessimisten annehmen mögen. Auch im Krieg vergißt die Industrie nicht das Grundgesetz alles Wirtschaftens, daß das Streben nach höchstmöglichem Effekt sich mit geringstmöglichem Aufwand an Arbeit und Material zu verknüpfen hat, daß die wirtschaftliche Spitzenleistung in der Vereinigung möglichst weit auseinanderliegender Begriffe und Tatbestände dieser Kategorien liegt. Der Krieg mag sogar ein Lehrmeister sein für eine forcierte Vorantreibung aller Bemühungen, die sich um die Befolgung dieses wirtschaftlichen Grundgesetzes gruppieren. Nicht nur die kriegswirtschaftliche Leistung wird dann um so größer und um so höher zu werten sein, sondern die technische Bereitschaft für den neuen Aufbau nach dem Kriege wird ebenso schwer in die Waagschale fallen. Das Wort „Bereit sein ist alles“ hat seinen tiefen Sinn nicht nur für die Kriegswirtschaft, sondern auch für die Erhaltung der Leistungsfähigkeit über den Krieg hinweg.

Diese Arbeit der Industrie, die Bemühung um die Paralysierung des Erneuerungsverzichts, ist keine Angelegenheit, die sich im Vordergrund des sichtbarsten Leistungswettbewerbs abspielt, und vielleicht ist es auch eine für das Betriebsleben selbst oft unpopuläre Aufgabe, um die es hier geht. Aber ihre Lösung trägt auf der andern Seite doch den Lohn in sich, mag

auch die Zukunft erst die Belohnung effektiv werden lassen. Der Industrielle, der es versteht, den Grad der an sich unumgänglichen „Verarmung“ seines Betriebes niedrigzuhalten, wird in der kommenden Friedenswirtschaft voranmarschieren können, in der Leistung sowohl wie im Ertrag. „Archiprêt“, erzbereit zu bleiben trotz Krieg, sogar im Krieg, das ist die neue und vielleicht größte Aufgabe der Industrie, der Unternehmer. Es wissen alle, daß es keine hundertprozentige Verwirklichung dieses nationalwirtschaftlichen Postulats geben kann, und es wäre nur ein schöner Traum, wollte man sich der Hoffnung hingeben, am Ende des Krieges die neue friedliche Arbeit auch nur auf dem gleichen technischen und betriebswirtschaftlichen Niveau beginnen zu können, von dem aus die Industrie den Schritt in die Kriegswirtschaft getan hatte.

Dieses Niveau wird auf alle Fälle niedriger sein. Aber es geht um die Verkleinerung der Differenz, um die weitestmögliche Verringerung des Abstandes. Wenn wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, welche Leistungen die Industrie in den verflossenen Jahren in der immer wieder von ihr geforderten Anpassung an neue Gegebenheiten vollbracht hat, wenn wir die Elastizität recht würdigen, die der von vielen zu Unrecht verkannte Unternehmer — der Industrielle, der sich ja, unter dem Eindruck der scheinbaren öffentlichen Meinung, sogar oft selbst falsch einschätzt — doch immer wieder bewiesen hat, so können wir darauf vertrauen, daß auch diese neueste und wohl schwerste Aufgabe gelöst werden wird, soweit es objektiv überhaupt möglich ist. Die Grenzen, die dem Bemühen gesetzt sind, mögen nicht so starr sein, daß nicht auch in dieser Hinsicht sogar noch Überraschungen in der Zukunft liegen können. Daß der Zustand des industriellen Produktionsapparates am Ende des Krieges eine Frage von größter nationalwirtschaftlicher Bedeutung ist, das sehen wir heute klarer als jemals zuvor. Aber auch während des Krieges ist die Erhaltung der industriellen Leistungsfähigkeit — zum mindesten im wehrwirtschaftlichen Sektor — als wirtschaftspolitische Aufgabe nicht zu unterschätzen: Nur eine technisch auf der Höhe bleibende Industrie kann ihren nationalen Auftrag als Waffenschmiede erfüllen.

Industriefinanzierung im Krieg

Eine spezielle Seite der deutschen kriegswirtschaftlichen Erfolge, insbesondere der Erfolge, die die Industrie in bezug auf die Rohstoffverselbständigung erzielt hat, wird von der breiteren Öffentlichkeit in der Regel nur wenig gewürdigt: das Finanzierungsproblem. Es ist an sich richtig, daß beim Vorhandensein von Rohstoffen und Arbeitskräften für Investitionen die Kapitalbeschaffungsfrage in einer geordneten Wirtschaft keine wesentliche Rolle zu spielen braucht, sondern daß die Finanzierungsfragen sich letzten Endes gewissermaßen „von selbst" lösen. Das besagt aber doch nicht, daß im einzelnen nicht auch die Finanzierung industrieller Vorhaben Aufgaben stellt, und zwar teilweise recht komplizierter Natur. „Von selbst" kann in diesem Zusammenhang daher nur bedeuten, daß eben Mittel und Wege verschiedener Art zur Verfügung stehen und daß in Finanzierungsfragen kein unüberwindbares Hindernis für Investitionen zu liegen braucht, sofern eben nur Arbeitskräfte und Rohstoffe verfügbar sind. Die Entscheidung darüber aber, welche Wege im einzelnen beschritten werden, zu welchen Finanzierungsinstrumenten man greift oder auf welche Art und Weise die verschiedenen Möglichkeiten kombiniert werden, wirft Fragen auf, die sich nicht „von selbst" lösen, zu deren richtiger Beantwortung vielmehr Erfahrung, Fingerspitzengefühl und kaufmännisches Talent auf beiden Seiten gehören: auf der Seite des Industriellen, der etwas Neues schaffen, wie auf der Seite des Bankiers, der ihm dabei raten und helfen will. Deshalb soll angesichts der Erfolge, die die deutsche Roh- und Werkstoffwirtschaft erkämpft hat, auch diese Seite der Bemühungen um Verselbständigung in einem kurz zusammenfassenden Rückblick einmal gewürdigt werden.

Ein solcher Überblick vermittelt ganz allgemein den Eindruck fruchtbarer Vielseitigkeit. Es sind, so darf man sagen, bei der Finanzierung der „Neustoffwirtschaft" eigentlich alle Hilfsmittel verwendet worden, die die „klassische" und die neuere Finanzierungskunst kennt: die Aktie, die Obligation, Darlehen mit Bürgschaft der öffentlichen Hand (zum Beispiel

auch seitens der Versicherungsunternehmen) oder ohne sie, Akzeptkredite, öffentliche Zuschüsse und so weiter. Das Bild ist außerordentlich bunt, und es ist noch viel farbiger dadurch geworden, daß hier und dort auch Kombinationen der verschiedenen Finanzierungsmöglichkeiten angewendet worden sind. Dabei hat man sich von reinen Zweckmäßigkeitserwägungen leiten lassen, wie dies angesichts der undogmatischen Gesamthaltung der deutschen Wirtschaftspolitik ohnehin zu erwarten war. All das läßt sich wohl am besten verdeutlichen, wenn man die einzelnen Industriezweige auf ihre Investitionsmethoden hin genauer betrachtet.

Beginnen wir mit einem Neustoff, der der Verbrauchersphäre am nächsten steht und der für sich die Bezeichnung einer besonders erfolgreichen Karriere in Anspruch nehmen kann: mit der Zellwolle. Die bisher größte deutsche Zellwollefabrik ist errichtet und finanziert worden von Deutschlands größtem Kunstseidenkonzern, der finanziell stark genug war und ist, um einen Großbetrieb „auf die Beine zu stellen", fast ausschließlich aus eigenen Mitteln, denn sowohl das Aktienkapital dieser Zellwollefabrik wurde allein von dem Kunstseidenkonzern aufgebracht als auch das Betriebskapital, mit dem das neue Werk arbeitet. Nur in der allerersten Anlaufszeit dieser Fabrik hatte man sich vorübergehend eines Bankkredits bedient, der aber schon nach einem Jahr wieder aus der Bilanz verschwunden war, weil aus der produktiven Arbeit binnen kurzem Überschüsse anfielen, die die Abdeckung des Bankkredits ermöglichten.

Zeigt schon dieses Beispiel, daß die Finanzierung der Zellwollindustrie insofern sich als relativ einfach erwies, als die mit Bestimmtheit zu erwartenden kräftigen Überschüsse eine rasche Wiederabtragung der für Investitionszwecke aufgenommenen Verbindlichkeiten erwarten ließen, so haben die Lebensläufe der übrigen deutschen Zellwollefabriken, der sogenannten „regionalen" Werke, dies durchaus bestätigt. Die Finanzierung dieser regionalen Zellwollefabriken erfolgte derart, daß die Textilindustrien der betreffenden Bezirke die Aktien zeichneten und so die Grundkapitalien aufbrachten. Das war aus zwei

Gründen möglich: einmal verfügten die Spinnereien unter der Geltung des schon seit Jahren eingeführten grundsätzlichen Investitionsverbots in der Textilwirtschaft und infolge der allgemeinen Verflüssigung in ihrer Abnehmerschaft über liquide Mittel mehr oder weniger großen Umfangs, deren zinsbringende Anlage den Unternehmern am Herzen liegen mußte, zum anderen wurden mit der Zeichnung von Aktien der Zellwollefabriken regelmäßig Zellwollebezugskontingente verknüpft, so daß also von dieser Seite her angesichts der im übrigen ja nicht erleichterten Rohstoffversorgung ein Anreiz zur finanziellen Mitwirkung an der Entwicklung der neuen Rohstoffgrundlagen geschaffen wurde. Die Hoffnungen auf eine angemessene Verzinsung der investierten Kapitalien haben ebensowenig getrogen wie die Sicherung des Faserbezugs und die Erwartungen, die auf die Qualität gesetzt worden sind. Jedenfalls zahlen die Zellwollefabriken, soweit sie aus den Anlaufsjahren heraus sind — und das ist bei der Mehrzahl der Fall —, heute angemessene Dividenden, und die Aktionäre, die Spinnereien, haben den Vorteil, das angelegte Geld verhältnismäßig gut verzinst und zugleich ihre Zellwolleversorgung gesichert zu sehen. Die Inanspruchnahme anderer Mittel für Investitionen ist bei den regionalen Zellwollefabriken großenteils nur vorübergend erfolgt. Die Zellwollindustrie ist demnach vorwiegend mit Eigenkapital der als Rohstoffbezieher interessierten privaten Aktionäre aufgebaut worden; die Darlehen haben bisher stets nur eine Übergangsrolle gespielt. Eine Besonderheit darf dabei allerdings nicht außer acht gelassen werden: Der Industriezweig genoß Steuervergünstigungen, die einen Vergleich mit anderen Gewerbezweigen hinsichtlich der Produktivität des Geschäfts nicht ohne weiteres möglich erscheinen lassen.

In gewissem Sinne als Gegenstück zur Finanzierungsart der Zellwollindustrie darf man wohl den Aufbau der synthetischen Kautschukerzeugung ansehen, also die Investitionen, die für die Bunaproduktion gemacht worden sind beziehungsweise noch gemacht werden. Die Finanzierung erfolgt hier in der Weise, daß vom Staat Darlehen gewährt werden, die aus dem Ertrag der Kautschukzollerhöhung bestritten werden beziehungsweise

wurden. Das war eine vollständig neue Methode, die dadurch gerechtfertigt wird, daß man es hier mit einer neuartigen Produktion von höchster nationalwirtschaftlicher Bedeutung, zugleich jedoch auch von sehr beträchtlichem finanziellem Gewicht zu tun hat, wobei nicht eine Vielzahl von Firmen, sondern nur ein einziger, freilich der größte deutsche Konzern als Investor in Frage kommen konnte, und zwar schon mit Rücksicht auf die technischen Vorbedingungen, auf die Entwicklung des Verfahrens und so weiter.

Einzelheiten dieser Finanzierungsmethode sind in der Öffentlichkeit niemals bekannt geworden, aber sie sind schließlich auch nicht entscheidend. Eine als G. m. b. H. aufgezogene Tochtergesellschaft unseres größten Chemiekonzerns ist Träger der Investitionen, deren Finanzierung aber mindestens bis Kriegsausbruch in der Hauptsache eben durch Darlehen erfolgte. Da mit der durch den Krieg herbeigeführten Verringerung der Kautschukeinfuhr inzwischen auch der Zollertrag stark heruntergegangen sein dürfte, mag man inzwischen zu einem anderen Verfahren gegriffen haben. Das ändert aber nichts am Grundsätzlichen, an der Tatsache, daß diese neue Rohstoffproduktion aus den verschiedensten Gründen ein Gebiet ist, dem nicht mit normalen Finanzierungsmethoden beizukommen war. Folgerichtig griff man zu ganz neuen Mitteln, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß sie sich bewährt haben, daß das erstrebte Ziel erreicht worden ist.

Zwischen diesen beiden Extremen, der rein privatwirtschaftlichen Finanzierung auf der Grundlage — wenn man so sagen darf — des „Branchenegoismus“, also der Finanzierungsform der Zellwollindustrie, und derjenigen der staatlich geförderten Bunaproduktion liegen nun die mannigfachen „Zwischenstufen“. Eine der interessantesten Kombinationen stellt dabei zweifellos die Art dar, wie die Finanzierung der großen Hydrierinvestitionen des Braunkohlenbergbaues erfolgt ist. Auch hier ist das Grundkapitel des Großunternehmens, dem die Investitions- und Fabrikationsaufgabe übertragen wurde — rein äußerlich betrachtet — privatwirtschaftlich aufgebracht worden: die Braunkohlenindustrie beziehungsweise ihre

einzelnen Unternehmen haben Aktien der Braunkohle-Benzin-A.-G. (Brabag) gezeichnet und die „auf sie entfallenden Beträge“ eingezahlt. In dieser Formulierung kommt aber schon der besondere Charakter dieser Finanzierung zum Ausdruck. Denn hinter der Brabag steht die Pflichtgemeinschaft der Braunkohlenindustrie, ein Gebilde neuer Art, geschaffen durch einen Hoheitsakt des Staates, der den Industriezweig zu einer Finanzierungsgemeinschaft zusammengeschlossen und jedem Unternehmen eine bestimmte Zeichnungspflicht auferlegt hat. Das war eine sinnvolle Kombination wirtschaftlenkender Methoden mit der Beibehaltung privatwirtschaftlicher Formen. Auch die Braunkohlenindustrie kann dabei mit einer angemessenen Verzinsung des Kapitals rechnen, denn die Brabag hat zwar bisher keine Dividende verteilt, aber jährlich 5 Prozent ihres Aktienkapitals einem Kapitalergänzungsfonds zugeschrieben, so daß der Gesamtheit der Aktionäre laufend Reserven zuwachsen mit der Zweckbestimmung, später einmal in Kapital verwandelt zu werden.

Die Finanzierung mit verantwortlichem Kapital allein reichte aber angesichts der Größe der Investitionsvorhaben keineswegs aus, denn die Bauaufwendungen der Brabag gehen, wie man aus ihren Bilanzen und Prospekten weiß, weit über die gezeichneten 100 Millionen Reichsmark hinaus, und zwar bis zu einem Vielfachen. Die Brabag hat deshalb schon mehrmals an den offenen Kapitalmarkt appelliert, Obligationen begeben, bei denen die Pflichtgemeinschaft für Kapital und Zinsen haftet und die beim Publikum guten Anklang gefunden haben. Zur Aktienemission trat also hier die Anleihebegebung als Finanzierungsinstrument, im Grunde nicht anders als bei anderen kapitalintensiven Industriezweigen, in denen eine solche kombinierte Methode seit jeher üblich gewesen ist. Ergänzt wird die Kombination sodann noch — ebenfalls nach durchaus „klassischem Vorbild“ — durch mittelfristige oder auch schwebende Verbindlichkeiten, Darlehen oder Bankschulden, deren Konsolidierung Schritt für Schritt jeweils durch neue Anleiheabschnitte erfolgt.

Die Finanzierung der Hydrierinvestitionen des Steinkohlen-

bergbaues braucht in diesem Zusammenhang nur gestreift zu werden, da sie im wesentlichen nach dem gleichen Rezept erfolgt, nämlich durch die Kombination von verantwortlichem Kapital und Anleihen, wobei hier allerdings auf besondere Einrichtungen wie die erwähnte Pflichtgemeinschaft verzichtet wurde. Man überließ es den einzelnen Unternehmen, den Rahmen und die Größenordnungen abzustecken.

Einen ganz anderen Weg hat das Verselbständigungsbestreben bei der Erschließung und Ausbeutung der früher zu Unrecht für unergiebig gehaltenenen deutschen Eisenerzlagerstätten eingeschlagen, jenes Beginnen, das den Namen des Reichsmarschalls Hermann Göring als Firmenschild führt. Auch hier paaren sich der Form nach privatwirtschaftliche Elemente mit öffentlichem Einfluß, öffentlichem Eigentum. Für die private Eisenindustrie war die Aufgabe zu umfangreich. Deshalb mußte der Staat selbst ein Unternehmen gründen, dem er die Form einer Aktiengesellschaft gab, das er aber rentenähnliche Vorzugsaktien begeben ließ, die nur zu einem kleinen Teil am freien Markt, zum größeren Teil von den Organisationen der eisenerzeugenden und -verarbeitenden Industrien in der Privatwirtschaft im Wege der Zeichnung untergebracht wurden. Es entzieht sich der Kenntnis, in welchem Umfang das Unternehmen darüber hinaus noch fremde Mittel aufgenommen hat, aber wenn es geschehen ist, so wäre darin nichts Ungewöhnliches oder Unerwartetes zu erblicken.

Schließlich muß noch ein kurzer Blick auf ein Gebiet geworfen werden, das gleich dem Eisenerz an sich nicht zu den „Neustoffen“ im engeren Sinne zählt, das aber seiner Struktur nach und wegen der angewandten Finanzierungsmethoden ebenfalls in den Kreis dieser Betrachtung gehört: die Erweiterung der Produktionsgrundlage in Buntmetallen, insbesondere in Kupfer und Zink. Hier handelt es sich um einen Produktionssektor, der wegen seiner vergleichsweise ungünstigen Kostenlage schon seit langem der „Krücken“ bedarf, da man den verarbeitenden Industrien nicht die Belastung durch hohe Metallpreise zumuten wollte. Ein Förder- und Verhüttungsprämienverfahren, eine sinnreiche und sicher

funktionierende Subventionsmethode, ersetzt daher den Erzbergwerken und Metallhütten die Differenz zwischen den Erlösen und den Kosten einschließlich der Abschreibungen, zuzüglich eines knappen Gewinns. Reich werden konnten und können diese Unternehmungen dabei nicht, und deshalb können sie auch nicht aus eigener Kraft große Investitionen durchführen, wie sie zur Verbreiterung der Erzeugungsgrundlagen notwendig sind.

Das ist auch die Ursache, weshalb bei diesen Investitionen wiederum besondere Formen der Finanzierung gesucht und gefunden wurden, und zwar in Gestalt von mittelfristigen reichs-verbürgten Darlehen. Diese Baudarlehen werden von den Unternehmungen verzinst, aber das Prämienverfahren ist so zugeschnitten, daß die Zinsen verdient werden können und daß außerdem auf dem Wege über die Abschreibungen Mittel zur Abtragung der Darlehen zur Verfügung stehen. Die Verträge zeigen im einzelnen gewisse Unterschiede, laufen aber grundsätzlich auf die Aufrechterhaltung der privatwirtschaftlichen Bewegungsfreiheit innerhalb des abgesteckten Rahmens hinaus, so daß keineswegs etwa eine „Verpönung" von Gewinnausschüttungen ausgesprochen wird. Dies würde ja auch die Unternehmungen zu Handlangern des Staates degradieren, was weder beabsichtigt ist noch nützlich wäre.

Zusammenfassend sind denn auch die wesentlichen Kennzeichen der modernen deutschen Rohstoff- und Werkstofffinanzierung in folgendem zu erblicken: Um das staatliche Erzeugungsgebot, das sich nicht auf eine bloße Steuerung vorhandener Produktionen beschränkt, sondern die Schaffung zusätzlicher oder gar völlig neuer Erzeugungen zum Ziele hat, in eindeutigen, juristisch wie wirtschaftsethisch hieb- und stichfesten Formen zu verwirklichen, sind Rahmengebilde wie die Pflichtgemeinschaften oder ähnliche Konstruktionen geschaffen worden, und wo die Finanzkraft der Industrie selbst sich als nicht ausreichend erwies, ist der Staat direkt mit eigenen Mitteln eingesprungen. Bei alledem ist aber doch in der Regel die Verantwortung nicht auf den Staat übergegangen, der Unternehmer eben Unternehmer geblieben, mit der Gewinn-

chance und zumeist auch mit mindestens einem Teil des Risikos. Diese neuen Formen der Industriefinanzierung haben noch nicht in allen Fällen ihre endgültige Prägung erhalten, und Wandlungen an der einen oder anderen Stelle wird niemand für ausgeschlossen halten. Das Gegenteil würde ja auch eine Erstarrung bedeuten, die nicht zum Wesen der ständig die Hand am Puls der fortschreitenden Entwicklung haltenden Wirtschaftslenkung passen würde. Die ersten großen Bewährungsproben hat die deutsche Roh- und Werkstoffinanzierung indessen bereits bestanden und damit zu ihrem Teil zu den wirtschaftlichen, militärischen und politischen Erfolgen Deutschlands beigetragen.

Haben wir genug Menschen?

Der Krieg braucht ungeheuer viel Menschen. Nicht als ob er sie „verbrauchte", denn die Verluste sind ja gering; aber die Menschen müssen für kriegswirtschaftliche Zwecke, für die Rüstung freigemacht werden, und zugleich müssen wir den gewachsenen deutschen Raum bevölkern und bewirtschaften.

Wer sich in der Wirtschaft der neuen Reichsgaue umsieht, der wird an vielen Stellen heute schon bewegte Worte über die Menschenfrage zu hören bekommen. In Lothringen beispielsweise wie im Warthegau, in Danzig und anderwärts konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf das Problem, woher die Leute zu nehmen seien, zunächst für besonders qualifizierte Stellungen, an manchen Stellen aber auch schon für den „Massenbedarf". Es sind den neuen Reichsgebieten fast durchweg neue Aufgaben gestellt, größere, als sie jemals erlebt haben, und es ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß zur Lösung dieser Aufgaben Menschen aus den alten Reichsgebieten herangezogen werden müssen.

Nun ist aber die Saugkraft der neuen Reichsgebiete noch nicht überall so groß, daß eine Wanderung von Kräften so-

zusagen von selbst einsetzen könnte, und auf der anderen Seite kämpfen ja die alten Reichsgebiete selbst ständig mit latenten Mangelerscheinungen im Arbeitseinsatz. Das wirkt sich trotz Lohnstop und anderer Regulierungsmaßnahmen doch vielfach in der Einkommensgestaltung aus, womit zugleich gesagt ist, daß die neuen Reichsgaue es desto schwerer haben, Leute an sich zu ziehen, denn der Mensch pflegt nun einmal neben dem Barverdienst auch den Komfort in seine Überlegungen einzustellen, die Unterschiede, die er zwischen seiner Heimat und der Gegend, die seine neue Heimat werden könnte und soll, feststellt. Das ist ein schwieriges Kapitel, das erst dann als völlig bereinigt angesehen werden kann, wenn das neue deutsche Land auf den Lebensstandard des alten Reichsgebiets heraufgezogen wird. Gerade dieser Aufgabe dient ja die gegenwärtige Arbeit, und in diesem Sinne muß sie auch von allen verstanden werden, die der Gegenwart unleugbar gewisse Opfer bringen. Richtet man von den wichtigen Wirtschaftsbezirken des Reiches den Blick nach Osten, so ist freilich zunächst noch ein Gefälle in den Einkommensverhältnissen festzustellen, das die Aufgabe zweifellos erschwert. Steuerlich sind für den Osten aber bedeutende Erleichterungen eingeführt worden, so daß auf diese Weise das Problem an der richtigen Stelle angepackt worden ist.

Zum Teil berührt sich diese Aufgabe mit der Schaffung einer neuen Rangordnung der Arbeit. Diese Rangordnung — Stufen, gegeneinander abgegrenzt durch die unterschiedliche Schwere und Mühseligkeit, aber auch die unterschiedliche volkswirtschaftliche Wichtigkeit der einzelnen Arbeitszweige — ist im Laufe der letzten Jahre weitgehend verlorengegangen und einer Nivellierung gewichen, die auf die Dauer soziale und wirtschaftliche Gefahren in sich birgt. Die Tatsache, daß Industrien, die die Basis des gewerblichen Lebens bilden, daß zum Beispiel der Steinkohlenbergbau am stärksten unter dem Menschenmangel leidet, zeigt allein schon, wohin die Wege zukünftiger Lohnpolitik mit einer neuen, sinnvollen Differenzierung zu führen haben. Freilich können neben dem Bergbau auch andere Zweige gleiche oder ähnliche Ansprüche erheben: die Eisen- und

Metallindustrien, auch das Baugewerbe als Schlüsselindustrie dürfen für sich ins Treffen führen, daß ihre Menschen eine harte und wichtige Arbeit leisten, und die Grenze, jenseits deren diese Prädikate nicht mehr verwendet werden, wird überhaupt schwer zu ziehen sein.

Aber vorläufig handelt es sich bei diesen Erörterungen ja doch nur um theoretische Vorbereitungen der nach dem Krieg in Angriff zu nehmenden Reformarbeiten; vorläufig steht der gesamte Arbeitseinsatz noch im Zeichen des scheinbaren Menschenmangels, und die Parole müßte heute eher heißen, daß man den Dingen von der anderen Seite beizukommen versuchen müßte: Es muß ja nicht alles auf einmal gemacht werden, und im Krieg gilt dies noch mehr als vorher im Frieden. In der Zeit des scheinbaren Beschäftigungsmangels, in der Zeit des scheinbaren Menschenüberflusses, als das Gleichgewicht von Leistungsfähigkeit und Leistungswillen verlorengegangen war und als eine unentschlossene politische Führung es nicht wagte, die Reserven der Arbeit zu erschließen, nannte Deutschland sich das Volk ohne Raum. Im Krieg, in einer Zeit, in der der Arbeitseinsatz eine Subtraktion von vielen Millionen Menschen erfahren hat, müssen alle Stellen mit Bauprojekten, überhaupt mit Vorhaben jeder Art haushälterisch sein, wenn nicht der Eindruck eines wirklichen Menschenmangels entstehen soll, eines „Raumes ohne Volk". Der Eindruck! Denn an sich kann es ja in Wirklichkeit in einem Lande mit normaler Bevölkerungsentwicklung nur einen scheinbaren Menschenmangel geben, oder wenigstens nur einen solchen, der darauf beruht, daß die Volkswirtschaft sich mehr vornimmt, als sie zu leisten vermag. Bei genauerem Hinschauen zeigt sich auch, daß ein solcher Eindruck gar nicht zutrifft.

Tatsächlich beruhen die Schwierigkeiten im Arbeitseinsatz mindestens zu einem Teil darauf, daß hier und dort — beileibe nicht überall und sicherlich nicht in der kriegswichtigen Erzeugung — ein gewisser Leistungsrückgang zu beobachten ist und daß zugleich eine Art Hamsterei betrieben wird. Vielleicht empfindet nicht jeder mehr mit der früheren Deutlichkeit, daß dem Recht auf Arbeit die Pflicht zur Leistung

gegenüberzustehen hat; in einer Zeit, in der praktisch niemand seinen Arbeitsplatz verlieren kann, mag das Verantwortungsgefühl ein wenig in die Gefahr der Einschläferung geraten. Man beobachtet ja vielfach schon, daß Unternehmer ihre Gefolgschaften festhalten, auch wenn sie keine Arbeit für sie haben. Die Menschen werden dann häufig an andere Betriebe „ausgeliehen", die Leute brauchen; aber sie bleiben formell in ihrem alten Arbeitsverhältnis — weil der Betrieb sie sich für die Zukunft sichern will, für die Zeit nach dem Krieg, für die man ein womöglich noch vergrößertes Gedränge voraussehen zu müssen glaubt.

Es ist tatsächlich eine Art Hamsterei, die hier betrieben wird und gegen die die Arbeitsbehörden bereits in den Kampf gezogen sind. Daß auf diese Weise die Arbeitskraft gewissermaßen wieder zu einer Ware degradiert wird, daß also das große ethische Plus der Vorkriegsjahre zum mindesten in diesen nicht seltenen Fällen wieder ausgelöscht zu werden droht, gibt diesen Vorkommnissen ihre schwerwiegende Bedeutung. Aber was soll geschehen? Im Kriege treten so manche ideellen Aufgaben zurück, ohne daß sie darum vergessen zu werden brauchten, was ja auch gewiß kein Mensch in Deutschland will. Bei allem, was an der Entwicklung des Arbeitseinsatzes vielleicht auszusetzen ist, stehen wir uns ja doch unvergleichlich besser als beispielsweise die Engländer, denen es nicht gelingen will, der Massenarbeitslosigkeit Herr zu werden. Deutschland dagegen hatte schon bis zum Herbst 1940 nach den Zahlen, die Staatssekretär Syrup veröffentlicht hat, bei einer statistischen Arbeitslosigkeit von 32000 Menschen — es handelt sich hier tatsächlich nur um einen Zahlenbegriff, denn nur ein Zehntel davon steht wirklich für den Arbeitseinsatz zur Verfügung — seit Kriegsausbruch mehr als eineinhalb Millionen Männer und 300000 Frauen, zusammen also fast zwei Millionen Menschen zusätzlich der Kriegswirtschaft zur Verfügung gestellt, ungerechnet die Kriegsgefangenen, die in der deutschen Wirtschaft tätig sind und bei denen es sich damals bereits um eine weitere Million Menschen handelte.

Eine gewaltige organisatorische Leistung, die niemand für

möglich gehalten hätte. Es ist auf diese Weise ein sehr erheblicher Teil der zur Wehrmacht Einberufenen ersetzt worden, und die Zahl der Erwerbstätigen hat sich nicht entfernt um die Ziffer der Einberufenen vermindert. Die Kriegsindustrie läuft auf hohen Touren, die Verkehrsträger haben ein gutes Leistungsniveau aufrechterhalten, die Ernten wurden eingebracht, die in die zweite Linie gerückten Verbrauchsgüterindustrien arbeiten mit einer immerhin erträglichen und für den gedrosselten Konsum ausreichenden Drehzahl — und dabei stehen für alle nur denkbaren militärischen Aufgaben Millionen von Menschen bereit. In dieser Situation muß ein scheinbarer Menschenmangel herrschen; etwas anderes ist nicht möglich. Die Millionen Menschen der Wehrmacht liegen ja in rein wirtschaftlichem Sinne brach; desto stärker muß die Anspannung auf der anderen Seite sein.

Wie aber wird sich der Arbeitseinsatz entwickeln, wenn der Tag der Demobilisierung kommt? Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß die heimkehrenden Soldaten, wo es immer geht, die Arbeit an ihrem alten Platz wieder aufnehmen werden. Müßten dann aber nicht andere, die inzwischen diesen Platz besetzt haben, ihnen weichen? Solche Befürchtungen würden von einiger Oberflächlichkeit zeugen. Wenn es nur die aufgestauten Vorhaben der Bauwirtschaft wären, des Wohnungsbaues und aller anderen Zweige dieses Wirtschaftsgebiets, so würde diese Aufstauung wohl allein schon genügen, um alle Befürchtungen wegen der zukünftigen Gestaltung des Arbeitseinsatzes zu zerstreuen. Viel näher liegt die Annahme, daß nach dem Krieg die Häufung der Vorhaben in den alten und besonders auch in den neuen Reichsgebieten tatsächlich wieder zunächst einmal jenes Gedränge mit sich bringen wird, das nun schon ein paar Jahre hindurch das Kennzeichen der deutschen wirtschaftlichen Entwicklung gewesen ist.

In diesem Sinne haben vielleicht sogar diejenigen recht, die jetzt schon anfangen, Arbeitskräfte zu hamstern, aber das ist natürlich kein Grund, sie gewähren zu lassen, zumal sie die gegenwärtigen Spannungen noch verschärfen. Jetzt ist das einzige Gebot der Stunde die höchstmögliche kriegswirtschaftliche

Leistung. Nach dem Krieg wird es das Gebot der Vernunft sein, nicht alles auf einmal machen zu wollen. Dann werden wir weder zu viel noch zu wenig Menschen haben, sondern gerade so viel, wie gebraucht werden.

Der Kampf der Kleinen

In der Kriegswirtschaft hat sich mit größerer Dringlichkeit als je zuvor die Diskussion über Wert und Schicksal der industriellen Mittel- und Kleinbetriebe in den Vordergrund so mancher wirtschaftspolitischen Erörterungen geschoben. Das ist kein Wunder in einer Zeit, die zwar durch das grundsätzliche Festhalten am Prinzip der „Auftragsstreuung" gekennzeichnet ist, in der aber die harten Notwendigkeiten der Erzeugungsumlenkung, wie sie die Kriegsproduktion nun einmal voraussetzt, doch in der Praxis gewisse Konzentrationsbewegungen auslösen müssen, die man früher mit einem Schlagwort gern als „negative Rationalisierung" bezeichnet hatte. Es ist auch kein Wunder, wenn man dabei vielfach auf die Besorgnis stößt, dieser an manchen Stellen zweifellos unvermeidliche Konzentrationsprozeß könne sich nur auf Kosten der „Kleinen" vollziehen.

Diese scheinbare Zuspitzung des ganzen Problems darf nun aber nicht dazu verführen, das Augenmaß zu verlieren, sondern vielleicht kann gerade in diesem Stadium eine gewisse Klärung erzielt werden, wenn man sich nur einmal die Mühe macht, die Begriffe klarer als bisher abzugrenzen. Das ist nämlich in der Vergangenheit leider kaum jemals geschehen. Auf der einen Seite ist der „Kleine" nur zu oft unberechtigterweise mit dem Schwachen identifiziert worden; andererseits gehen die Erörterungen immer wieder von einem allzu allgemein gehaltenen Begriff des Mittel- und Kleinbetriebes schlechthin aus, von einer Vorstellung, die als solche nur auf dem Papier existiert, in der Wirklichkeit der Wirtschaft aber tausend Gesichter hat,

genau wie umgekehrt der „Großbetrieb“ ein Ding ist, das es als allgemeinen Begriff eigentlich gar nicht geben kann. Die Folge davon ist, daß mit den Worten Großbetrieb und Kleinbetrieb jeder etwas anderes meint, und daß die Debattierenden fortwährend aneinander vorbeireden.

Ein Betrieb mit einer Gefolgschaft von vielen Tausenden von Menschen kann in gewissen Wirtschaftszweigen — sagen wir einmal beispielsweise in der Elektroindustrie — durchaus als Mittelbetrieb betrachtet werden, und die Inhaber eines solchen Betriebes können sich auch als „mittlere“ Industrielle und Unternehmer fühlen: weil sie in ihrer Branche neben sich Riesengebilde mit fünf- und sechsstelligen Gefolgschaftsziffern sehen. Umgekehrt gibt es nicht wenige Branchen, in denen vom Klein- oder Mittelbetrieb in ganz anderen Größenordnungen gesprochen wird. Nehmen wir zum Beispiel das graphische Gewerbe, wo der Großbetrieb, je nach Lage des Falles, bei einer Gefolgschaftsziffer von zweihundert oder dreihundert Mann „anfangen“ kann. Nehmen wir weiter die Textilindustrie oder die Konfektion, oder nehmen wir als wiederum entgegengesetztes Beispiel die großen Rohstoffindustrien, wo neben den gewaltigen Konzernen die an sich höchst beachtlichen Einzelbetriebe, zum Beispiel bestimmter Zweige der Stahlveredelung, doch als „Kleine“ erscheinen können.

Die absoluten Gefolgschaftsziffern können also für sich betrachtet wenig oder nichts über die Klassifizierung in Groß-, Mittel- und Kleinbetriebe besagen. Nehmen wir schließlich noch ein ganz modernes Beispiel. Die neuesten Zweige der Chemie, etwa die Fabriken von synthetischem Treibstoff, stellen Gebilde von einer so ausgesprochenen Kapitalintensität dar, daß bei ihnen der Mensch, die Gefolgschaftszahl, längst nicht mehr die als Kriterium für die wirtschaftliche Bedeutung entscheidende Rolle spielt. Wenn eine moderne große Treibstoff-Fabrik einen Investitionswert von 200 bis 250 Millionen Reichsmark repräsentiert, aber nur wenige tausend Menschen beschäftigt, so läßt dieses Beispiel erst recht klar werden, welche Unterschiede zwischen einem solchen Unternehmen und einer vielleicht benachbarten elektrotechnischen Spezialfabrik bestehen, die

etwa ebensoviel Arbeiter beschäftigen mag wie das Treibstoffwerk, deren Besitzer ihr Eigentum aber als Mittelbetrieb empfinden, während die Treibstoff-Fabrik, ohne eine größere Gefolgschaft zu haben, doch bestimmt unter die Großbetriebe rangiert.

Soviel zur Klarstellung der Grundbegriffe, besser gesagt zur Illustration der Schwierigkeiten, die sich einer solchen Klarstellung entgegenstellen. Genau so hinderlich ist die immer wiederkehrende Verwechslung des Kleinen mit dem Schwachen. Wie oft ereignet es sich doch, daß ein Mittel- oder Kleinbetrieb bei seinem Untergang fälschlich die Schuld nicht bei sich, sondern bei anderen sucht. Häufig genug ist gerade dort über das Vordringen der Großbetriebe geklagt worden, wo kleine und mittlere Unternehmer selbst die Flinte ins Korn geworfen und ihre Betriebe den Großen überantwortet hatten, statt durch Umstellung oder Spezialisierung der technisch-wirtschaftlichen Gesamtentwicklung auszuweichen. Meist sind das die Fälle, in denen der Mittelbetrieb und der Kleinbetrieb es an jener Elastizität haben fehlen lassen, die ihnen im allgemeinen nachgerühmt wird und die in der Tat einen ihrer wesentlichsten Vorzüge gegenüber den Verbürokratisierungsgefahren der Großbetriebe darstellen kann. Elastizität bedeutet im Wirtschaftsleben aber vor allem eines: sich nicht darauf verlassen, daß man nur Produktion und Geschäft des Großvaters und des Vaters getreulich weiterzuführen brauche, um des Erfolges sicher zu sein. Diese Rentnernaturen, ob groß oder klein, haben sich stets nur in außergewöhnlich ruhigen Zeiten halten können und sind bei jedem Sturm geknickt.

Auf der anderen Seite wachsen ja aber doch dauernd neue kleine und mittlere Betriebe nach. In der Unterhaltung über den angeblich sterbenden Klein- und Mittelbetrieb läuft man Gefahr, nur die Sterbenden zu beobachten, die Werdenden aber zu übersehen. Das gilt auch heute noch, in der Zeit der Wirtschaftslenkung, der Gründungsverbote und der Investitionskontrollen. Wer eine gute Idee hat, wer Fleiß und Talent verbindet und Kapital hat oder zu finden weiß, der kann auch heute noch einen Betrieb aufmachen und zur Blüte bringen — und welches kleinen oder mittleren Unternehmers Ziel wäre es nicht,

seinen Betrieb wachsen zu sehen, seine wirtschaftliche Geltung auszudehnen, sein Werk und seinen Namen zu vergrößern? Beim echten Unternehmer, bei dem, der vorwärtsstrebt, der gestalten und entwickeln will und der die Fähigkeiten dazu besitzt, ist es ja doch nicht nur der Erwerbstrieb, der Gedanke an das Geldverdienen, der diesen Menschen vorwärtstreibt. Was er verdient, steckt dieser echte Unternehmer wieder in seinen Betrieb, genau wie das die großen unternehmerischen Pioniere im industriellen Aufbau Deutschlands getan haben, von Krupp bis zum alten Thyssen, zu Robert Bosch und vielen anderen. Der Großbetrieb Bosch ist aus einer kleinen Mechanikerwerkstätte hervorgegangen; es ist nicht Boschs Schuld, wenn andere elektrotechnische Kleinbetriebe es nicht so weit gebracht haben, wenn wieder andere überhaupt von der Bildfläche verschwunden sind.

Unabhängig davon ist aber noch eine andere Grundvoraussetzung aller Debatten über den Mittel- und Kleinbetrieb zu klären, die Tatsache nämlich, daß es in bestimmten Industriezweigen überhaupt nur noch den Großbetrieb geben kann. Da ist die Grundstofferzeugung, Kohlenförderung, Eisen- und Stahlerzeugung, der Bergbau, handele es sich nun um Erze oder Kali oder was sonst immer, die Großserienerzeugung von Massenprodukten mannigfaltiger Art — kann man sich das Volkswagenwerk als Mittelbetrieb vorstellen? Ferner bestimmte Zweige der Großchemie, die Zellstoffabrikation oder die Kunstseidengewinnung: alle kapitalintensiven Industriezweige und alle diejenigen, deren Ziel die Massenerzeugung ist, mußten auf Grund der gesamten technischen und wirtschaftlichen Entwicklung unausweichlich dem Großbetrieb zustreben, nicht nur bei uns in Deutschland, auch nicht nur in den USA., sondern in der ganzen Welt.

Aber es wäre doch ein durchaus voreiliger Pessimismus, deswegen den Mittel- und Kleinbetrieb totsagen zu wollen. Gewiß kann ein Mittelbetrieb keine Schienen walzen, aber er kann die Apparaturen und die Meßgeräte herstellen, die die Großbetriebe der Stahlindustrie benötigen. Das ist nur ein Beispiel für viele. Auch die größten Zusammenballungen von

Industriekomplexen stellen keine Verneinung des Prinzips der Arbeitsteilung dar, die sich vielmehr noch ständig weiter verzweigt. So wird die Unterscheidung zwischen Groß-, Mittel- und Kleinbetrieb an vielen Stellen schon identisch mit der Klassifizierung der Industriewirtschaft in Konzerne und Spezialbetriebe. Das ist freilich auch kein allgemeingültiges Hilfsmittel für die Erkenntnis, und es ist erst recht kein Trost für den mittleren und kleinen Unternehmer, der jetzt oder binnen kurzem ohne eigenes Verschulden in die „Konzentrationsmühle" der Kriegswirtschaft hineingeraten kann.

Man soll indessen diese Sekundärwirkung der Kriegswirtschaft nicht als allgemeine Entwicklungslinien deuten, sondern sich ihres provisorischen Charakters bewußt bleiben, wie er insbesondere durch die Gemeinschaftshilfe der Wirtschaft, durch Idee und Praxis der Werkerhaltungsbeihilfe gekennzeichnet wird. Wo es heute oder morgen zu Stillegungen kommen muß, da soll ja durch die Gemeinschaftshilfe dafür gesorgt werden, daß die Substanz der Betriebe erhalten bleibt, und gerade diese Absicht zeigt, daß Staat und Gesamtwirtschaft den Mittel- und Kleinbetrieb erhalten, ihn konservieren wollen. In diesem Sinne bringt also die scheinbare Zuspitzung des Problems heute sogar eine gewisse Klärung — in einem durchaus positiven Sinne. Der Zug zu einer Art von selbstzerstörerischem Pessimismus, der immer wieder durch das Unternehmertum geht und der seinen merkwürdigsten Ausdruck eben in jenen resignierenden, düsteren Betrachtungen von den „sterbenden Mittel- und Kleinbetrieben" findet, beschränkt sich im übrigen weitgehend auf die Theorie. In der Praxis lebt — Gott sei Dank — im Unternehmertum aller Größenordnungen doch gerade in Deutschland eine Schaffenskraft und ein Optimismus, eine Beweglichkeit und ein Zukunfts- und Geltungswille, die über alle Hemmnisse immer wieder Herr werden. Die Wirtschaft braucht den Kleinbetrieb wie den Großbetrieb. Beide haben ihr Lebensrecht, und beiden kann es nicht streitig gemacht werden, wenn der Unternehmer, ob groß oder klein, nur den Willen und die Fähigkeit hat, sich zu behaupten. Denn nur wer sich selbst aufgibt, geht unter.

Reserven des Geistes

Auf allen deutschen Hochschulen wird, nachdem der Kriegsausbruch eine teilweise und nur vorübergehende Unterbrechung gebracht hatte, schon seit Anfang 1940 wieder voll gearbeitet. Es blieb nicht dabei, daß nur eine begrenzte Anzahl dieser Institute ihre Tore geöffnet hielt, sondern der „Wissenschaftsbetrieb" soll auf vollen Tourenzahlen weiter laufen. Dies widerspricht nicht etwa, wie ein oberflächlicher Betrachter annehmen könnte, der Idee des totalen Krieges und der Sammlung aller Kräfte auf das eine Ziel, das Kriegsziel, sondern die Pflege des wissenschaftlichen Lebens ist, richtig gesehen, sogar einer der Pfeiler, auf denen die Kraft der Nation ruht, die den Krieg gewinnt.

Den Krieg gewinnt, wer die Reserven am wirkungsvollsten zum Einsatz bringt. Reserven an Material, an Kapital, an Nervenkraft, aber auch an geistigen Werten, an Werten des Intellekts. Deutschland verfügt über die modernsten Waffen der Welt. Diese Waffen, die Flugzeuge und Geschütze, Panzerwagen und Gewehre, sind das Ergebnis einer langen technischen Entwicklung, sie bestehen nicht nur aus Stahl und Metallen, sondern auch aus Geist. Eine Fülle gedanklicher Arbeit ist erforderlich gewesen, um die Instrumente des Krieges zu dem zu machen, was sie heute sind. Das ist nicht erst seit heute und gestern so, sondern zu allen Zeiten haben die Völker und ihre Führer Unsummen geistigen Kapitals in die Vernichtungsmaschinen gesteckt, die dem Schutze des Landes dienen. In der Gegenwart ist der Anteil der materiellen Aufwendungen dieser Art am Volkseinkommen auf einen Prozentsatz gestiegen, den man früher für unvorstellbar gehalten haben würde, aber zugleich sind auch die geistigen Unkosten der Rüstung gewaltig angewachsen. Es gibt kaum noch einen Zweig der Technik und der Naturwissenschaften, der nicht an den verschiedensten Stellen sich mit den Dingen der Rüstung und der Kriegführung berührt.

Diese Tatsache für sich allein ist schon Grund genug, die Hochschulen nicht als Stiefkinder zu behandeln, sondern ihnen

auch in der Kriegszeit ihr volles Recht zu lassen, volle Pflichterfüllung von ihnen zu fordern. Aber darin erschöpft sich nicht die tiefere Bedeutung des Kriegs-Wissenschaftsbetriebs. Es gilt ja nicht nur in der Waffentechnik — im weitesten Sinne — die Spitze zu halten, sondern es muß ganz allgemein vermieden werden, daß die Erfahrungen des Weltkriegs 1914 bis 1918 sich wiederholen. In den angewandten Wissenschaften und in ihrer technischen Auswertung hatte uns der Krieg 1914 bis 1918 in einer Weise zurückgeworfen, die uns zum Teil erst aus den fast übermenschlichen Anstrengungen klargeworden ist, die dann später zu leisten waren, um den alten Vorsprung wiederzugewinnen oder überhaupt auch nur wieder den Gleichstand mit anderen Nationen herbeizuführen (auf manchen Sektoren ist nicht einmal das voll gelungen). Ein Beispiel macht das klar: 1914 hatten wir in Deutschland eine Automobilindustrie, die den Welt-Führungsanspruch erheben konnte; der Weltkrieg und die darauffolgende Zeit der geistigen und materiellen Verwirrung und Verelendung machten uns unfähig, die Spitzenstellung zu halten; nicht nur wirtschaftlich betrachtet, sondern auch vor allem in der technischen Weiterentwicklung, in der geistigen Welt der Motorisierung liefen uns die USA. davon, und es war dann später ein um so schwereres Stück Arbeit, diesen Vorsprung wieder wettzumachen.

Es gibt viele solcher Beispiele, in vielen Industriezweigen, vor allem natürlich in solchen, zu deren wichtigsten Wesenszügen jene Dynamik gehört, die in jeden wissenschaftlich-technischen Fortschritt schon den Keim des nächsten legt. Der Keim bleibt entwicklungsunfähig, wenn die geistige Befruchtung aussetzt. Der Stillstand aber ist immer ein relativer Rückschritt, nicht nur weil andere weiterarbeiten, weiterforschen und die Forschung weiter nutzbar machen, sondern weil die eigene Maschinerie aus dem Schwung kommt, weil sie durch Untätigkeit Schaden nimmt. Ein Volk könnte einen Krieg gewinnen und doch seine Weltgeltung verlieren — wenn es den Urgrund verkümmern, den Geist welken läßt. Kriegsziele sind nicht reine Machtziele im Sinne der bloßen Gewalt. Sie sind stets auch geistige Ziele.

Technik und Zivilisation dürfen im Krieg nicht auf der Stelle stehenbleiben, wo sie bei seinem Ausbruch standen. Es war für Deutschland eine schwere Schädigung, daß 1914 bis 1918 und in den darauffolgenden Jahren ein solcher Stillstand eintrat. Wir sind damals von den Amerikanern überrundet worden, nicht nur in der Motorisierung und in allem, was damit zusammenhängt, sondern auch in vielen anderen Zweigen, so zeitweise und teilweise in der Nachrichtentechnik, im Rundfunkwesen, in einzelnen Zweigen des Maschinenbaues, in der Eisentechnik, auf Teilgebieten der Chemie, schließlich, um Randgebiete zu erwähnen, in der Medizin, in der Astronomie. Das war der andere, der zweite verlorene Krieg, und so soll es uns nicht wieder gehen.

Das zu verhindern, war der tiefere Sinn der Wiedereröffnung aller Hochschulen, der Wiederingangsetzung des Wissenschaftsbetriebs. Er wurde ja sogar intensiviert, beschleunigt; mit der Trimestereinteilung verschwanden praktisch die akademischen Ferien, und es wurde eine Methode verwirklicht, um die in Friedenszeiten lange ergebnislos gekämpft worden ist. Das könnte sogar als eine Strapazierung des Geistes erachtet werden — würde man die Sache nach normalen Maßstäben betrachten. Aber diese normalen Maßstäbe müssen wir uns ja ohnehin abgewöhnen, und wir haben es auch schon getan; mehr lernen, mehr arbeiten zu müssen, ist das Kriegsopfer der akademischen Jugend, die damit gewissermaßen ersetzen muß, was die unter den Fahnen Weilenden ausfallen lassen. Unter diesem Aspekt ist die Beschleunigung tragbar; hierdurch erhält sie ebenso ihren Sinn wie durch all die Überlegungen, die uns verbieten, den Wissenschaftsbetrieb versanden zu lassen. Die Industrie, die schon in den letzten Jahren immer wieder die größten Sorgen um den wissenschaftlich-technischen Nachwuchs, um das Reifen und um die Reife der jungen Ingenieure und Chemiker gehabt hat, darf die Hoffnung hegen, daß die Einberufungen zum Wehrdienst zu einem Teil ausgeglichen werden durch die beschleunigte Ausbildung der Daheimbleibenden.

Die Lückenlosigkeit der Ausbildung ist die wichtigste Voraussetzung für jene breite geistige Frontbildung, für die

Gestaltung eines guten Durchschnittsniveaus, aus dem sich dann erst die einzelne Spitzenleistung herausheben kann. Die Hochschulen können nicht nur Genies züchten, sondern sie müssen den Standard so heben, daß das Genie einen hohen Absprung hat. Auch das gehört in das Kapitel Kontinuität, gehört zur Behauptung wissenschaftlicher Weltgeltung. Jetzt ist auch nicht die Zeit zu Klagen und Meditationen über die immer noch unaufhaltsam fortschreitende Spezialisierung, die den Blick des einzelnen verengt und die viel dazu beigetragen hat, das allgemeine geistige Niveau der Techniker und Naturwissenschaftler zu drücken. Wer an die Segnungen der Arbeitsteilung glaubt, der muß die Schattenseiten der Spezialisierung in Kauf nehmen und die Hoffnung dareinsetzen, daß auch weiterhin die universellen Geister sich aus dem Meer der Spezialisten herauszuheben vermögen, daß es ihnen um so eher möglich ist, je solider die spezialistische Vorbildung ist. Zu Führern werden die Spezialisten ohnehin selten, aber Wissenschaft und Wirtschaft, Technik und Zivilisation können nicht nur aus Führern bestehen. Die Führer jedoch werden um so höher stehen, ihr Blick wird um so umfassender, ihr Geist um so schärfer und weiter zugleich sein, je solider die geistigen Grundlagen gebaut werden, auf denen das große Heer der Wissenschaftler und Techniker seine Arbeit verrichtet.

Es ist ein Zeichen der besonderen Stärke Deutschlands, daß es im Kriege nicht von den Bemühungen abläßt, in Wissenschaft und Technik an der Spitze zu bleiben. Dieses Streben wird seinen Lohn ebenso im Kriege selbst tragen wie später im Frieden. Die Reserven des Geistes sind, richtig eingesetzt, die entscheidenden, für die Gegenwart und für die Zukunft.

Gedruckt im Deutschen Verlag, Berlin



